

iwk

MITTEILUNGEN

DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST





VERDRÄNGTE SCHULD - VERFEHLTE SÜHNE

Entnazifizierung in Österreich 1945-1955

Symposium des Instituts für
Wissenschaft und Kunst
März 1985

Hrsg.: Sebastian Meissl, Klaus-Dieter
Mulley, Oliver Rathkolb

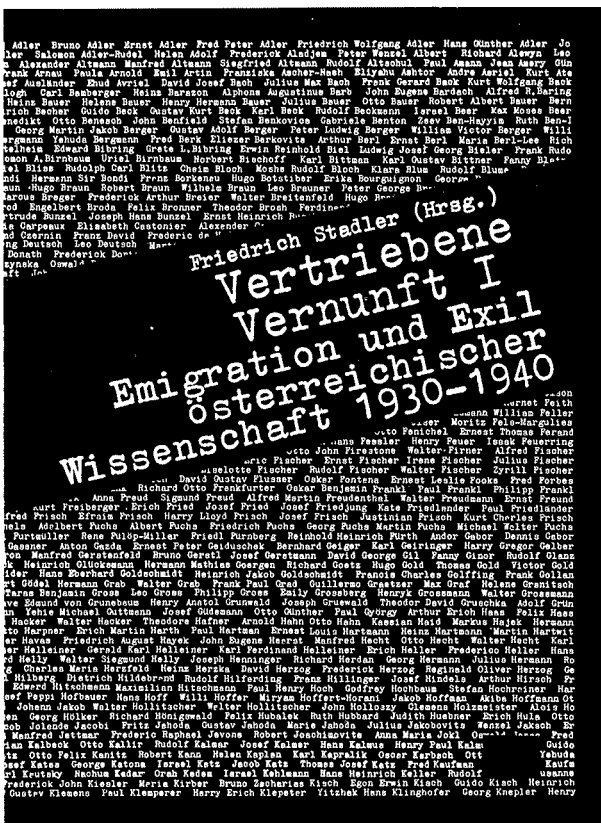
368 Seiten

Ladenpreis: S 480,-

Subskriptionspreis für IWK-Mitglieder:
S 336,-

Bestelladresse:

IWK, 1090 Wien, Berggasse 17/1



VERTRIEBENE VERNUNFT I

Emigration und Exil österreichischer Wissenschaft 1930-1940

Seminarreihe des Instituts für
Wissenschaft und Kunst

Herausgegeben von Friedrich Stadler

Verlag Jugend & Volk

584 Seiten, S 498,-

IWK-Mitgliederpreis: S 330,-

INHALT

ZUR NOTWENDIGEN ERWEITERUNG DER FASCHISMUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Reinhard Sieder
Für eine Gesellschaftsgeschichte
der NS-Zeit 122

Christian Fleck
Abschied vom homo historicus 126

Nori Möding
Politische Haltungen in Deutschland
nach 1945
Zur Nutzbarkeit des Habitus-Begriffs für
Oral-History-Analysen 130

Heinz Gärtner
Friedensforschung und
Kriegsursachen 136

Peter Ulrich Lehner
Der Zusammenhang von Natur,
Mensch und Gesellschaft
Über „materialistische Geschichtsauffassung“
bei Friedrich Engels und Karl Marx 140

Buchbesprechung 148

Neue Bücher und Zeitschriften in der
IWK-Bibliothek:
Seite 123, 125, 129, 131, 133, 135, 139,
148

Photonachweis Umschlag: Plakat Löcker
Verlag, Wien 1988. Photomontage: Gerald
Zugmann.

EDITORIAL

In der Arbeitstagung „Erfahrungen des Volkes unter nationalsozialistischer Herrschaft. Zur notwendigen Erweiterung der Faschismusforschung in Österreich“, die im Mai 1987 stattfand, erörterten in- und ausländische Historiker/innen die Frage, was ein erfahrungsgeschichtlicher Zugang zur Geschichte des Nationalsozialismus beizutragen vermag. Nach einführenden Vorträgen von Reinhard Sieder (Universität Wien), Nori Möding und Ulrich Herbert (beide Universität Hagen) tauschten die Teilnehmer/innen ihre bisherigen Erfahrungen und Ergebnisse im Bereich der NS-Forschung aus. Drei der Vorträge werden in diesem Heft abgedruckt.

Der Beitrag von Heinz Gärtner (Institut für Internationale Politik in Laxenburg) stammt aus einer IWK-Vortragsreihe, die sich 1986 mit der „Situation der Friedensforschung in Österreich“ auseinandersetzte.

Aus einem seit 1986 laufenden Seminar über die „Probleme des Materialismus“ ist der Vortrag von Peter Ulrich Lehner abgedruckt. Die Nummer 3/1988 der IWK-Mitteilungen wird die weiteren Referate dieser Seminarreihe zum Inhalt haben.

Helga Kaschl
Generalsekretärin

MITTEILUNGEN DES INSTITUTS FÜR WISSENSCHAFT UND KUNST 42.JG./NR. 4

1090 Wien, Berggasse 17/1 Telefon 34 43 42
1070 Wien, Museumstraße 5 Telefon 93 13 82

Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Helga Kaschl. Alle 1090 Wien, Berggasse 17/1. Druck: J. H. Pospisil, 1170 Wien, Taubergasse 15.



ZUR NOTWENDIGEN ERWEITERUNG DER FASCHISMUSFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Reinhard Sieder

FÜR EINE GESELLSCHAFTS- GESCHICHTE DER NS-ZEIT

Ungleich mehr als für die Bundesrepublik Deutschland gilt für Österreich, daß die Geschichte unserer Gesellschaft in der NS-Zeit, also die unmittelbare *Vorgeschichte* der Zweiten Republik, noch nicht geschrieben ist.¹ Überblickt man die österreichische historische Forschung zur NS-Gesellschaft, ist unschwer zu erkennen, daß der Schwerpunkt auf Themen liegt, die sich der historistischen Tradition fügen, entweder „politisches Ereignis“, „Institution“ oder „Idee“ zu sein. Schon eine flüchtige Durchsicht der Zeitschrift „Zeitgeschichte“ zum Beispiel zeigt: Unter den wenigen Beiträgen zur NS-Zeit dominieren Aufsätze zu Widerstand, zu den KZs und zum „Anschluß“. Eine Orientierung auf die Geschichte der NS-Gesellschaft als ganzer, also auf eine „Gesellschaftsgeschichte“, ist nicht zu bemerken. Hiezu hat auch das universitäre Fach Sozialgeschichte in Österreich, immerhin an mehreren Universitäten etabliert, bisher fast nichts geleistet.

Auf die Gründe dieses Zustands kann ich hier im einzelnen nicht eingehen. Was die Folgen dieses Zustands betrifft, scheint mir zwischen der selektiven Thematisierung der NS-Zeit durch die österreichische Geschichtswissenschaft, dem dabei meist verfolgten idealistischen Konzept einer „historischen Aufklärung“ und dem unleugbaren Umstand, daß es in diesem Land bisher leicht gewesen ist, sich der historischen Verantwortung für die NS-Zeit zu entziehen, ein Zusammenhang zu bestehen.

In letzter Zeit ist aus gegebenem Anlaß häufig von „Vergangenheitsbewältigung“ die Rede. Gemeint ist damit, fürchte ich, nichts anderes, als die historische Hypothek der NS-Vergangenheit aus der Welt zu schaffen, sei es durch Verleugnung, durch Verdrängung oder – in traditionell österreichischer Manier – durch obrigkeitliche Verordnung: „Es muß endlich Schluß sein mit dem Herumgraben in der Vergangenheit“, so oder ähnlich haben es manche Politiker im letzten Jahr formuliert. Verräterisch ist die dabei immer wieder verwendete Phrase von der notwendigen „Image-Korrektur“: korrigiert werden soll das Image, nicht das Bewußtsein. Aber läßt sich Bewußtsein überhaupt „korrigieren“? Wären die Motive für die „Verdrängung“ der NS-Geschichte gar nicht auf der Ebene der Ideologie, sondern auf der Ebene der materiellen Interessen und der materiellen Korrumpierung auszumachen?

„Den Historikern“ weist man in diesem obszönen Schauspiel der Verleugnung und des Wegdefinierens einen ganz bestimmten Platz zu: Sie sollen in den

Archiven nach Dokumenten suchen, und wenn sie fündig werden, eine Expertise abgeben: war Herr X an Kriegsverbrechen beteiligt oder nicht? Oder sie sollen Herrn Portisch und sein Team mit Dokumenten beliefern, auf daß „unsere“ Geschichte sinnfällig und alle ehemals „feindlichen Lager“ integrierend, aber kaum analytisch ins Bild gesetzt wird.² Offenbar gibt es neben den „Staatskünstlern“, über die sich Thomas Bernhard abfällig geäußert hat, auch die „Staatshistoriker“ in diesem Land. – Mit den eigentlichen Aufgaben der Geschichtswissenschaft hat solches „Expertentum“ nur am Rande zu tun. Geschichtswissenschaftler sollten weder Kriminalisten, die nach „Beweisstücken“ suchen, noch Staatsanwalt oder Richter spielen, noch im Nachspann unkritischer Fernsehfilme ein Alibi für fehlende Analysen bieten. Sie sollten sich – möglichst unabhängig von politischen Auftraggebern, aber mit einer deklarierten politischen Motivation – dort um Recherchen und um Synthesen bemühen, wo Einsichten in historisch-gesellschaftliche Zusammenhänge und ihre Erklärung gefordert sind.

Die zentrale Frage einer wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte der NS-Herrschaft in Österreich ist meines Erachtens: Wie war es möglich, daß ein politisches Regime, das vor allem den Interessen des großen Kapitals und seiner Parteilite genützt, und seine Herrschaft mit terroristischen Mitteln sondergleichen gesichert hat, eine breite Zustimmung in der österreichischen Bevölkerung finden konnte? Aber um eine solche Frage zu stellen, muß erst einiges an Denkbarrieren und historischen Klischees beseitigt werden, die seit 1945 unermüdlich über Schulbücher, Festtagsreden und die Massenmedien verbreitet werden. Im dominierenden historischen Verständnis der Zweiten Republik – und bis herauf in die Gegenwart auch in den Äußerungen österreichischer Politiker – stellt der Nationalsozialismus nicht ein von vielen Österreichern mitgetragenes, sondern ein von außen aufgezwungenes Herrschaftssystem dar. Diese gleichsam offizielle Geschichtslüge wird üblicherweise mit der selektiven Interpretation der Moskauer Deklaration von 1943 unterstützt, in der die Alliierten festgehalten haben, Österreich sei das erste Land gewesen, das der Aggression Nazi-Deutschlands zum Opfer gefallen sei.³ Dabei verkennet oder verschweigt man, daß diese Moskauer Deklaration keineswegs ein Versuch der Alliierten war, das Verhältnis Österreichs zum Deutschen Reich historisch zutreffend einzuschätzen, sondern dem Bemühen entsprang, oppositionelle Kräfte im Land zum Widerstand zu ermutigen und politisch-taktisch rechtzeitig die Weichen zu stellen, um Österreich nach der schon absehbaren Niederlage wieder von Deutschland loszulösen.⁴

Sich zum Opfer deutscher Annektionspolitik zu erklären ist das Fundament eines ganzen Lügengebäu-

des. Darauf bauen zahlreiche weitere Lügen auf, zum Beispiel jene, die „Judenverfolgung und -vernichtung“ sei die „mit deutscher Gründlichkeit“ besorgte Untat Hitlers gewesen. Tatsächlich ist die Organisation der Entrechtung, Enteignung und Vernichtung der Juden wesentlich von österreichischen Nazis in der sogenannten Ostmark entwickelt worden und dann wegen ihrer besonderen Radikalität und „Perfektion“ im „Altreich“ übernommen worden. Die „ostmärkische“ Form der „Entjudung“ hatte also Modellcharakter für das gesamte „Dritte Reich“.

Auch von einer nur „anfänglichen Begeisterung“ vieler Österreicher für die NSDAP kann keine Rede sein, wenn die Zahl der Parteimitglieder von 147 000 im Februar 1938 bis 1944 auf knapp 700 000 angestiegen ist, von der großen Zahl von Sympathisanten ganz zu schweigen. Daß im Zuge der wachsenden Belastungen des Krieges und des schließlichen Zusammenbruchs die Begeisterung verschwand und die Idee des „Anschlusses“ an eine Macht, mit der man im Begriff war, den größten Angriffskrieg aller Zeiten zu verlieren, an Attraktivität verlor, sollten sich die Österreicher nicht auch noch als späte Geburtsstunde ihres Nationalbewußtseins zugute schreiben.

Gewiß verdrängen nicht nur jene, die im direkten oder indirekten Zusammenhang mit der Vernichtung von Juden, Zigeunern und politischen Gegnern Schuld auf sich geladen haben, oder jene ehemaligen Soldaten der Wehrmacht, die mit der „Füsiliierung“ verwundeter Feindsoldaten und mit Morden im feindlichen Hinterland oft weit mehr als das getan haben, was sie heute gern als „ihre Pflicht“ bezeichnen. Es verdrängen auch jene unzähligen kleinen Profiteure an der „Heimatfront“, die damals eine „Judenwohnung“ bezogen oder ein Geschäft „arierten“, aber auch jene Unternehmer, Manager und Facharbeiter, die aus der Ausbeutung ausländischer Zwangsarbeiter und Häftlinge sozialen und materiellen Profit zu ziehen wußten.

Es gibt also viele schlechte Gründe, warum sich Herr und Frau Österreicher, vom „kleinen“ Arbeiter bis zum „Herrn Direktor“, heute im Wege einer „Selbstinfantilisierung“ zum Opfer Nazideutschlands erklären und von einer analysierenden Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte im Nazi-Reich lieber nichts wissen wollen. Lassen Sie mich vor dem Hintergrund dieser Diagnose eine allgemeine Bemerkung über eine mögliche Rolle von uns Historikern in diesem Land machen. Es wäre naiv anzunehmen, unsere Aufgabe bestünde schlicht in der „sachlichen Aufklärung“ mangelhafter oder nicht informierter Teile der Bevölkerung. Das gilt für die Bildungsarbeit an den Schulen und Hochschulen; ihre Bedeutung kann nicht überschätzt werden. Was aber jene Menschen betrifft, die selbst als Parteigänger, Sympathisanten oder auch nur als „Durchmogler“ in das „Dritte Reich“ involviert waren, kann es nicht primär um „faktische Aufklärung“, nicht allein um die „Ergänzung unvollständigen Wissens“ gehen. Hier tut eine *Konfrontation* im eigentlichen Sinn des Wortes not; die Konfrontation mit einer Geschichte der NS-Zeit, die das Handeln der Bevölkerungsmehrheit thematisiert,

und nicht nur das Handeln ausgewählter Täter- und Opfergruppen. Ich behaupte: Wenn wir die Handlungsfelder des Alltags in der NS-Gesellschaft analysieren – Nachbarschaft und „Hausgemeinschaft“, den Industriebetrieb, die Aktivitäten und Erfahrungen in HJ und BDM, die Erlebnisse im Luftschutzkeller oder die Plünderungen der hungrigen Zivilisten im Schatten der ersten russischen Panzer – und die Menschen mit diesem ihrem Alltag konfrontieren, dann wird es zumindest nicht mehr so einfach für sie sein, sich „aus der Geschichte“, und damit aus ihrer je spezifischen Verantwortung wegzustehlen. Überspitzt formuliert: die konventionelle Art bisheriger „großer Geschichte“ der NS-Zeit hat es der Mehrzahl der Bevölkerung ermöglicht, in dieser „großen Geschichte“ nicht vorzukommen. Die gebräuchliche Rede von den „enthusiasmierten Massen“ betrifft keinen. Ernsthaft wird die Auseinandersetzung erst, wenn sie konkret wird und die Phrasen ihre verdeckende Wirkung verlieren.

Ein erfahrungsgeschichtlicher Zugang vermag – unter gewissen theoretischen und methodischen Voraussetzungen, über die wir auf dieser Tagung sprechen wollen – einen wichtigen Beitrag zu einer Gesellschaftsgeschichte der NS-Zeit zu leisten. Kürzelhaft deute ich im Folgenden an, worin ich die Bedeutung einer Erfahrungsgeschichte der NS-Zeit sehe und welche Fragestellungen ich dabei für wichtig halte.

Der Nationalsozialismus hat – soweit besteht in der Forschung heute Übereinstimmung – weder in Deutschland noch in Österreich über die „alten“ Arbeiterparteien und die bürgerlichen Parteien gesiegt, weil er eine überzeugende, kohärente Ideologie besessen hätte. Hingegen gelang es ihm, mit seiner bizarr gemixten Propaganda an antikapitalistische,

IWK-BIBLIOTHEK:

Der vorliegende Sammelband versucht erstmalig, durch Analysen einer großen Fülle zentraler Aspekte Gesamtkonturen nationalsozialistischer Herrschaft in Österreich erkennbar zu machen.



Verlag für
Gesellschaftskritik
Wien 1988
656 Seiten

antidemokratische, rassistische und fremdenfeindliche „Prädispositionen“ vieler Menschen zu appellieren, deren historische Nährwurzeln in Österreich weit in die Monarchie zurückreichen. Hinzu kam bekanntlich eine durch materielle Not, Arbeitslosigkeit, Wirtschaftskrise und die Politik des austrofaschistischen Regimes hervorgebrachte vorgängige „Entdemokratisierung“ und „Entsolidarisierung“ der Gesellschaft.⁵ Die Nationalsozialisten verstanden es, der Bevölkerung vor und nach dem „Anschluß“ soziale und materielle Begünstigungen und Verbesserungen zu versprechen und diese Versprechungen auch zu einem Teil zu realisieren. Diese Begünstigungen zielten auf den Alltag der Menschen, auf ihre Arbeits- und Lebensbedingungen. Hier, in der Sphäre der Arbeit und der täglichen Wiederherstellung der Arbeitskraft, entschied sich der Kampf zwischen dem Nationalsozialismus und den antifaschistischen Kräften um die Gewinnung einer „Massenbasis“. Deshalb kommt einer Untersuchung der alltäglichen Erfahrungen der Menschen zentrale, keineswegs nur akzidentelle Bedeutung zu, wenn es darum geht, eine historisch-sozialwissenschaftliche Theorie der nationalsozialistischen Herrschaft empirisch zu fundieren.

Die Integrationsfähigkeit des nationalsozialistischen Regimes und das Ausmaß, in dem der Nationalsozialismus die Gesellschaft zu penetrieren vermochte, kann allein auf der Grundlage von Wähleranalysen und der strukturellen Analyse der Parteimitgliedschaften nicht beurteilt werden. Dazu bedarf es – neben der quellenkritischen Auswertung diverser Lage- und Stimmungsberichte des NS-Überwachungsapparates (SD-Berichte etc.)⁶ – der Analyse der Erinnerungen möglichst vieler Menschen aus allen sozialen Schichten und Milieus.

Die bislang gebräuchlichen Kategorien reichen jedoch zu einem solchen Vorhaben nicht aus. Kategorien wie „Täter“, „Opfer“, „Widerstand“, „NS-Täter“ oder „Kriegsverbrecher“, entstammen einer Forschung, die sich ausschließlich mit ausgewählten, und zum Teil nach juristischen Kriterien definierten Personengruppen befaßt; sie müssen durch sozialwissenschaftliche Kategorien und Begriffe ergänzt werden, die eine feinstufige Skalierung von Verhaltens- und Wahrnehmungsweisen der Bevölkerungsmehrheit erlauben. Mit ihrer Hilfe sollte es gelingen, den Mythos vom monolithischen NS-Staat ohne jeglichen Handlungsspielraum für den einzelnen, aber auch den Mythos vom „dämonischen SS-Mann“ oder vom „heroischen Widerstandskämpfer“ zu zerstören und die Vielfalt von Situationen und Konflikten im NS-Staat, die vielfältigen Formen zeitweiliger Anpassung und partieller Resistenz vieler Menschen und, nicht zuletzt, die Prozeßhaftigkeit des Geschehens, d.h. den Wandel der Handlungs- und Wahrnehmungsbedingungen innerhalb der NS-Periode, genauer nachzuzeichnen.

Das gilt, wie gesagt, für alle Bevölkerungsschichten, und nicht zuletzt auch für die „unabkömmlich“ gestellten Industriearbeiter und Angestellten. Hier ist u.a. nach dem Zusammenhang und der Wechselwir-

kung zwischen Rüstungsexpansion und nationalsozialistischer Integrationsstrategie gegenüber Arbeitern und Angestellten zu fragen. Dabei scheint es mir von besonderer Bedeutung, nach den praktischen Mitteln und der ideologischen Wirksamkeit einer „fiktionalen Aufhebung“ der Klassengesellschaft mithilfe des propagandistischen Topos der NS-„Volksgemeinschaft“ zu fragen. Ging die Zustimmung bzw. die Tolerierung des Regimes bei einem Teil der Arbeiter und Angestellten auf eben diese fiktionale Aufhebung der Klassengesellschaft zurück? Welche Bedeutung hatte die soziale Umwälzung der Arbeiterschaft durch massive Land-Stadtwanderung, verschärfte Lohndifferenzen und die ethnische Spaltung der Arbeiterschaft durch die Heranschaffung hunderttausender Zwangsarbeiter, die den in den Betrieben verbliebenen „deutschen“ Facharbeitern zur Beaufsichtigung unterstellt wurden?

Von „der Arbeiterschaft“ kann bekanntlich für keinen Abschnitt ihrer Geschichte die Rede sein. Also muß auch für die NS-Periode gefragt werden, welche Fraktionen innerhalb der Arbeiterklasse welche spezifischen Bedingungen des Lebens und Arbeitens vorgefunden haben, welche spezifischen Vorerfahrungen jeweils begeisterte Zustimmung, stille Akzeptanz, Resistenz, Verweigerung oder Opposition von Arbeitern begünstigt haben. Dabei wird prima vista zwischen der Arbeiterschaft in den Groß- und Mittelstädten mit starken gewerkschaftlichen und politischen Traditionen, und Arbeitern abseits der Städte, in Bergbaurevieren, Metall- und Glashütten auf dem Land oder in der Heimindustrie etc. unterschieden werden müssen.

Auch mit Kategorien wie „der sozialistische“ oder „der kommunistische Arbeiter“ vermögen wir die Unterschiede in Lebenslage, Bewußtsein und Verhalten von Arbeiterinnen und Arbeitern nicht hinreichend zu fassen. Ideologische Resistenz, Verweigerung, Opposition oder Widerstand mit der „illegalen“ Zugehörigkeit zu einer der verbotenen Parteien kausal zu erklären, greift in der Regel zu kurz. Warum waren nicht alle Sozialisten Widerstandskämpfer? Offenkundig mußten persönliche Dispositionen und Bedingungen hinzukommen, damit sich jemand dazu entschloß, sich dem NS-Regime auf eine aktive Weise zu widersetzen. Formen der Leistungsverweigerung im Betrieb, der politisch-ideologischen Resistenz oder gar der oppositionellen politischen Aktivität müssen vor dem Hintergrund individueller und kollektiver Vorerfahrungen und im Rahmen der jeweils gegebenen Handlungs- und Wahrnehmungsbedingungen gedeutet werden. Die Kategorien und Denkmodelle der Parteien- und Politikgeschichte reichen hier nicht aus.

Eines der wichtigsten Untersuchungsziele im Rahmen eines erfahrungsgeschichtlichen Ansatzes müßte es sein, „Übergänge“ von einer Verhaltens- und Wahrnehmungsweise zu einer anderen zu rekonstruieren: zum Beispiel den Übergang von partieller *Verweigerung* einer Arbeiterin oder eines Arbeiters (etwa aus mangelnder industrieller Vorerfahrung und angesichts drastisch erhöhter Leistungsanforderung

in einem hochtechnisierten Rüstungsbetrieb) zu einer Form der *Opposition* (verstanden als aktiv widersetzliches Verhalten, zum Beispiel aus der Erfahrung der persönlichen Demütigung durch einen nationalsozialistischen Vorgesetzten); oder von einer solchen Form der Opposition zu einer Form explizit politisch verstandenen *Widerstands* (zum Beispiel der Weitergabe von Informationen eines „Feindsenders“ zur politischen Orientierung von Arbeitskollegen). Je nach sozialem Herkunftsmilieu, Arbeitserfahrung, politischer und gewerkschaftlicher Erfahrung und aktueller Lage der Arbeiterin/des Arbeiters werden sich die Möglichkeiten und Formen für ideologische Resistenz, Leistungsverweigerung, Opposition oder Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft unterschiedlich darstellen. Nur innerhalb des so zu bestimmenden Handlungs- und Wahrnehmungsspielraums läßt sich das Maß der Anpassung bzw. der Widerständigkeit einigermaßen bestimmen.

Eine weitere mögliche Leistung des erfahrungsgeschichtlichen Zugangs sehe ich darin, bislang geschlechtsspezifischen Motive, das NS-Regime zu begrüßen oder ihm gleichgültig bis ablehnend gegenüberzustehen, aufzudecken. Die Praxis der Rekrutierung Jugendlicher beiderlei Geschlechts für die NS-Massenbasis ist für Österreich nach wie vor unerforscht. Es gibt keine einzige ernstzunehmende Arbeit zu HJ, BDM oder RAD in Österreich. Das geht vor allem auf einen Mangel an für Österreich relevanten NS-Quellen und die leidige Archivsperrre zurück. Aber selbst wenn es zum Beispiel in den Landesarchiven doch ausreichend Archivmaterial geben sollte, ist hier das Erinnerungsinterview ein unverzichtbares Forschungsinstrument, denn sowohl organisationsgeschichtlich relevantes Aktenmaterial als auch autobiographische Erinnerungsschriften stellen höchst selektive Informationen dar, die dringend der korrektiven Ergänzung durch Erinnerungsinterviews und deren genaue Analyse bedürfen.

Eine weitere mögliche Leistung des erfahrungsgeschichtlichen Zugangs sehe ich darin, bislang unbeachtete Formen von Verweigerung und Opposition in den Blick zu bekommen, Formen sogenannter „Asozialität“ und „Kriminalität“ in der NS-Gesellschaft zum Beispiel, für die sich eine bürgerliche Geschichtswissenschaft hierzulande noch nicht interessiert hat, wohl weil sie bürgerliche Grundwerte der Leistung und des Eigentums von solchen Gruppen verletzt sieht. Dabei dürfte sich die gebräuchliche Dichotomie von „Anpassung“ oder „Widerstand“ neuerlich als vollkommen unzulänglich erweisen.⁷

Die Exploration der Erfahrungen der Bevölkerung in der NS-Zeit ist nicht von der Analyse ihrer Verarbeitungsformen nach Kriegsende zu trennen. Wenn wir das Erinnerungsinterview als Forschungstechnik benützen, erhalten wir Informationen, die allesamt durch den Filter der seither gemachten Erfahrungen gegangen sind. Das aber bedeutet nicht zuletzt: die Art der historischen „Aufarbeitung“ der NS-Geschichte in der Zweiten Republik ist untrennbar mit der Sicht der Menschen auf ihre je persön-

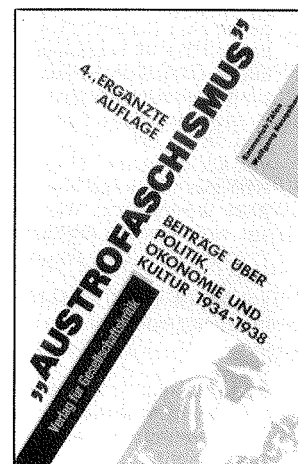
liche Geschichte verbunden und umgekehrt. Deshalb scheint es von Nutzen, die Geschichte der NS-Zeit über den erfahrungsgeschichtlichen Zugang als *Vorgeschichte* der Zweiten Republik zu entziffern.

Ohne Zweifel birgt ein erfahrungsgeschichtlicher Zugang auch Gefahren: Was der sogenannten Alltagsgeschichte im allgemeinen droht, nämlich in eine neo-historistische Beschreibung zurückzufallen, wäre für die Geschichte der NS-Zeit besonders fatal, es liefe auf eine Bagatellisierung des Bösen hinaus. Eine Alltagsgeschichte der vielzitierten „kleinen Leute“ im Nationalsozialismus darf nicht die Partizipation bürgerlicher Kreise an der NS-Herrschaft verschleiern. Die über die manipulierten Mitglieder der NS-Massenbasis faßbare Wirksamkeit einer hochmodernen Technologie der Herrschaft darf nicht mit der Herrschaft selbst verwechselt werden. Die schillernde soziale Zusammensetzung der Massenbasis des Nationalsozialismus gibt keine hinreichende Auskunft über den *Klassencharakter* des Regimes. In den Erinnerungen der befragten „kleinen Leute“ werden sich kaum Hinweise auf die Interessen der herrschenden Eliten finden. Auch für die Geschichte der NS-Gesellschaft muß gelten, daß die Geschichte nicht in dem aufgeht, was die Subjekte wechselseitig intendieren. Mit anderen Worten: Eine Erfahrungsgeschichte, die sich der explorativen Grenzen des Erinnerungsinterviews nicht bewußt ist und die ihre Ergebnisse nicht in einer umfassenden Theorie der NS-Herrschaft verortet, reproduziert bloß das manipulierte Bewußtsein beherrschter Subjekte.

Andrerseits ist hier – verglichen mit anderen Bereichen der „Alltagsgeschichte“ – die Gefahr wohl geringer, das Handeln der Menschen aus dem zu erklären, was sie selbst darüber sagen. Nach dem „guten Proleten“ der neueren Arbeitergeschichte

IWK-BIBLIOTHEK:

Die in der erweiterten 4. Auflage aufgenommenen Beiträge befassen sich mit der außenpolitischen Konzeption des Austrofaschismus, mit der „Österreich“-Ideologie und der Frauenpolitik zwischen 1934 und 1938.



Verlag für
Gesellschaftskritik
Wien 1988
384 Seiten

oder dem „guten Wilden“ in der Geschichte der Roten ist die Herstellung eines Klischees vom „guten Nazi“ kaum denkbar. Man sollte annehmen, daß sich Historiker/innen hier weniger versucht fühlen, einfach „die Quellen sprechen zu lassen“. Aber offenbar ist die Geschichtswissenschaft, ihre antifaschistische Fraktion eingeschlossen, erkenntnistheoretisch derart mangelhaft ausgestattet, daß auch in neueren Sozial- und Alltagsgeschichten zur NS-Zeit immer wieder ein naiver Glaube an die Unversehrtheit der Quelle zu bemerken ist, selbst wenn es sich um eine Quelle handelt, die der Herrschaftsapparat des nationalsozialistischen Staates produziert hat. Eine wissenschaftliche Analyse von Erinnerungen hat sich immer in mehreren erkenntnistheoretischen Brüchen zum Bewußtsein der „Zeitgenossen“ zu vollziehen⁸, gleichgültig, ob uns ihr Bewußtsein in einer mündlichen Erzählung oder in schriftlicher Form entgegentritt, gleichgültig auch, ob wir mit den Aussagen vertrauenswürdig scheinender „Opfer“ oder mit den Aussagen sich offenkundig rechtfertigender „Täter“ operieren.

Entscheidend aber für das Gelingen einer Geschichte der NS-Gesellschaft wird vor allem sein, ob es gelingt, den funktionalen Zusammenhang zwischen dem alltäglichen Verhalten der Bevölkerung und der NS-Herrschaft herzustellen. Dazu aber bedarf es einer vorgängigen Theorie über das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, die weder soziologisch verengt ist, noch sich auf einen naiven Subjektivismus reduziert. Es geht – wie in jeder Sozial- oder Gesellschaftsgeschichte – auch in einer Geschichte der NS-Zeit darum, das theoretische und begriffliche Instrumentarium so weit zu schärfen, daß es dazu verhilft, die Vermittlung von objektiven gesellschaftlichen Verhältnissen einerseits und den Verhaltens- und Denkweisen der einzelnen Menschen andererseits zu begreifen.

Anmerkungen:

- 1 Der erste, umfassende Sammelband zur Geschichte der NS-Herrschaft in Österreich erscheint im März 1988 (I), vgl. *Emmerich Talos u.a. (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich, 1938–1945*, Wien 1988.
- 2 Vgl. die Kritik an der Fernsehreihe „Österreich I“ von G. Botz, *Pferd ohne Reiter*, in: *Der Falter* Nr. 48, 1987.
- 3 Ernst Hanisch, *Zeitgeschichte als politischer Auftrag*, in: *Zeitgeschichte* 13 (1985) 3, 81 ff.; Agnes Blänsdorf, *Zur Konfrontation mit der NS-Vergangenheit in der Bundesrepublik, der DDR und in Österreich*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, 18. April 1987, 3 ff.
- 4 Wilfried Aichinger, *Sowjetische Österreichpolitik 1943–1945*, Diss. Wien 1977, 38 ff.
- 5 Vgl. als Überblick: E. Talos, W. Neugebauer (Hg.), *„Austrofaschismus“*. Beiträge über Politik, Ökonomie und Kultur 1934–1938, 4., erw. Aufl., Wien 1988.
- 6 Vgl. exemplarisch für Bayern: Jan Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*. Stuttgart 1980.
- 7 Vgl. Ch. Gerbel, A. Mejschke, R. Sieder, *Die „Schlurfs“*. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im „Dritten Reich“, in: E. Talos u.a. (Hg.), *NS-Herrschaft in Österreich*, Wien 1988.
- 8 Dazu genauer: Ch. Gerbel, R. Sieder, *Erzählungen sind nicht nur „wahr“*. Abstraktionen, Typisierungen und Geltungsansprüche in Interviewtexten, in: G. Botz u.a. (Hg.), *Qualität und Quantität*, Frankfurt/New York 1988.

Christian Fleck

ABSCHIED VOM HOMO HISTORICUS

Wie andere Wissenschaften macht auch die historische grundlegende Annahmen über ihren Gegenstandsbereich. In der Regel wird diesen Fundamenten wenig Aufmerksamkeit gewidmet, sind sie doch von derart allgemeiner Natur, daß man sich ihrer wie selbstverständlich bedient, statt sie kritisch zu durchleuchten. Das wissenschaftsalltägliche Hantieren mit diesen Prämissen, oder richtiger formuliert: mit daraus Abgeleitetem, hat in der Vergangenheit oft genug dazu geführt, daß in Phasen der Verunsicherung als universell dekretiert wurde, was tatsächlich normative Setzung war.

Natürlich gilt das gerade Gesagte nicht für die Arbeiten der Geschichtsphilosophen und der in jüngerer Zeit vermehrt auftretenden Theoretiker der Geschichte; allerdings sollte die These bewiesen werden können, daß derartige metatheoretische Bemühungen vom einzelwissenschaftlichen Alltagsbewußtsein (nicht nur dem der Geschichtswissenschaften) höchst selten in ihrer ganzen Tragweite rezipiert werden – jedenfalls drängt sich dieser Eindruck bei der Lektüre einschlägiger Veröffentlichungen auf. In Anlehnung an eine wohlbekannte wissenschaftssoziologische Terminologie könnte man in dieser traumwandlerischen Sicherheit einen Beweis für den normalwissenschaftlichen Status der Geschichtswissenschaft sehen; allzu intensiver Gebrauch dieser häufig schon zum Jargon verkommenen Begrifflichkeit verführt deren Benutzer nur zu leicht dazu, ihren eigenen gegenläufigen Ambitionen ein Dignität ausstrahlendes Mäntelchen umzuhängen, das sich oft doch als unpassend voluminöses Kleidungsstück entpuppt, wie die epidemische Rede von Paradigmen und deren angeblichen Wechsel zeigt. Die folgenden Bemerkungen sind derart ambitionösen Absichten nicht verpflichtet. Die bescheidenen Ziele sind allerdings auch nicht von der Art, daß sie mit dem utilitaristischen Pathos des empirisch Forschenden der unbedachten Hinwendung zum Handwerklichen das Wort reden oder von Erfolgen damit gemachter Erfahrungen berichten wollen. Es wird vielmehr „nur“ darum gehen, auf einige Implikationen aufmerksam zu machen, die im Zusammenhang mit dem Bemühen um die „Erfahrungen“ – insbesondere denen „des Volkes“ und vor allem unter der Bedingung „nationalsozialistischer Herrschaft“ – bedacht werden sollten.

Im Sinne einer Vorklärung scheint es eingangs angebracht zu erörtern, was sinnvollerweise gemeint sein kann, wenn man eine „Erfahrungsgeschichte“ propagiert. Der perennierende Disput zwischen Struktur- und Alltagsgeschichte ist – wie wohl jeder Zank um Futtertröge (und seien es nur solche, die die Aufmerksamkeit des breiteren Publikums zum Inhalt haben) – durch manche, wie es scheint mit Absicht aufrechterhaltene, Mißverständnisse gekennzeichnet. Beispielsweise provoziert die Rede vom „erfahrungsgeschichtlichen Zugang“ Fehldeutungen, weil

sie die zentrale Frage, ob mit „Erfahrung“ der *Gegenstand* oder die *Methode* gemeint sei, unerörtert läßt: Will man die Erfahrungen des Volkes oder wessen immer erklären oder erklärt man „Geschichte“, also Handlung historischer Akteure, unter Bezugnahme auf damalige „Erfahrungen“ (womit hier nichts anderes gemeint wird als die Summe aus Motiven, Intentionen, Absichten und handelnden Vollzügen derselben) oder gibt man sich gar damit zufrieden, Erzählungen der erinnerten Motive und Absichten zu kompilieren? Vornehmlich die Kontamination der beiden Aspekte führt zu endlosen und unerquicklichen, weil unfruchtbaren Auseinandersetzungen und sie ist es, durch die jene Hintertür im Diskurs einladend geöffnet wird, die den Auftritt eines ungebetenen Gastes erst ermöglicht: das Moralisieren. Spätestens wenn die Frage Erörterung findet, daß man – nämlich die zünftigen Historiker/innen – dem Volk doch sagen müsse, was (einst) gut und was böse war, ist das Ende rationaler Debatte nicht mehr weit.

Drei, nicht nur der Alltagsgeschichte entnommene, Beispiele können den eben in Erinnerung gerufenen Unterschied der Verortung des Deutungsvorgangs vielleicht besser illustrieren als lange abstrakte Erörterungen, für die hier auch der Platz fehlt:

(1) Es ist bekannt, daß in Österreich 1937 im Durchschnitt rund 460 000 Arbeitslose registriert waren und daß diese Werte in den beiden folgenden Jahren um 40 % bzw. 76 % (im Vergleich zum jeweiligen Vorjahr) zurückgingen. Wie diejenigen, die parallel zum „Anschluß“ wieder zu Arbeit kamen, diese Verbesserung ihrer Lebenssituation erfuhren, weiß man dagegen nicht.

(2) In Berichten und Erzählungen von KZ-Überlebenden findet man sehr häufig Passagen, in denen das individuelle Überleben des Erzählenden auf seinen Willen bzw. seine Absicht, nachher Zeugenschaft abzulegen, zurückgeführt wird.

(3) Neuerdings werden die Austrofaschisten (wieder) als die ersten Opponenten gegen den Nationalsozialismus hingestellt, die dem Dritten Reich obendrein die erste Niederlage zugefügt hätten – und diese These mit Hinweisen auf deklarierte Absichten, Motive und Rechtfertigungen der historischen Akteure begründet.

Die beiden erstgenannten Beispiele sollten in der geschichtswissenschaftlichen Forschung Berücksichtigung finden können, doch scheinen mir benennbare Faktoren dafür verantwortlich, daß dies in differentieller Weise geschieht. Während es Veröffentlichungen über KZ-Überlebende gibt, in denen mit dem Bericht derartiger Intentionen das (Er-)Klarungsbedürfnis des Autors bzw. der Autorin befriedigt ist, scheut jede/r im Fall der keynesianisch befriedeten Arbeiter davor zurück, dieser Erfahrung auch nur nachzugehen (und retten sich stattdessen in den sicheren Hafen der Moral, indem darauf verwiesen wird, welche barbarischen Seiten die NS-Diktatur doch hatte).

Die Unzulänglichkeit gewisser Varianten herkömmlicher Geschichtswissenschaft manifestiert sich in einer doppelten Partikularität, wofür das oben

erwähnte dritte Beispiel die Illustration liefert. Der Vermittlungszusammenhang der sozial-historischen Elemente in der Totalität einer Gesellschaftsverfassung wird zugunsten einer Herausstreichung partikularer Phänomene ignoriert – ein Irrweg, dem auch manche Alltagshistoriker folgen, wenn sie ihre Befunde, die de facto Resultate wissenschaftlicher Arbeitsteilung sind, in den Rang von Analysen erheben, die das Wesen einer Epoche erschaut hätten. Doch während das Fehlen objektspezifischer Theorien – der Herrschaft, Macht, sozialen Integration etc. – im Prinzip bei beiden Antipoden des historischen Disputs auftreten kann, macht sich eine unreflektierte Ambiguität vornehmlich im alltagshistorischen Kontext negativ bemerkbar: mit einem ein wenig altertümlichen Begriff kann man das als das Problem des Menschenbildes der Geschichtswissenschaft bezeichnen.

Es scheint mehr als ein Zufall zu sein, daß die Historiker sich der Problematik des Menschenbildes, das ihrer Disziplin stillschweigend als Prämisse zugrundeliegt, selten stellen. Während manche andere Wissenschaft, die unter differenten Perspektiven auch soziales Handeln zum Gegenstand hat, sogar eigene Termini für ihr Menschenbild benutzt, fehlt ein derartiger Name in der Geschichtswissenschaft. Die Tatsache, daß anderen Disziplinen ihre Homunkuli nicht nur Freude bereiten, scheint mir allerdings der letzte Grund für die diesbezügliche Abstinenz der Historiker zu sein. Der *homo oeconomicus* – das rational handelnde, Nutzen maximierende und Kosten minimierende Individuum – ist, trotz aller berechtigten und der weit zahlreicheren mißdeutenden Kritik daran, in den Wirtschaftswissenschaften als wissenschaftliche Konstruktion unbestritten, während der *psychological man* explizit weit weniger Beachtung gefunden hat, als er untergründig zu Ansehen gelangte: heutzutage rechtfertigen schon Kinder ihr Tun unter Hinweis auf's Unbewußte. Auch der schon dreißigjährige *homo sociologicus* hat sich mittlerweile von der Vaterbindung freigemacht und seine Rolle zu spielen gelernt. Ähnliches gilt auch für seinen Alterskollegen, den *homo politicus*, der in seiner Familie zwar nicht das Nesthäckchen ist, aber dessen Nützlichkeit wenigstens von manchen gepriesen wird. Alle diese Typen haben – selbst wenn man der Meinung anhängt, sie hätten selbst (noch) nichts geleistet – fruchtbare Kontroversen in ihren Wissenschaften ausgelöst, die zu Klärungen gerade hinsichtlich des Erklärungshorizonts der Einzeldisziplinen führten.

Eine vergleichbar kreative Kontroverse innerhalb der Geschichtswissenschaften unterblieb, wofür vielleicht der leicht errungene Sieg über die „sittlichen Mächte“ und die „großen Männer“ ein Grund ist. Die Ablehnung einer Geschichtsschreibung des einführenden Nachvollzugs der Handlungsperspektive großer Männer führte zwar zu deren Sturz, aber nicht zu einer Problematisierung der dahinterstehenden Annahmen. Pointiert formuliert, wird jetzt die Geschichte der kleinen Leute geschrieben als wären das lauter kleine Napoleon, Bismarck oder Hitler,

während die vorrangig notwendige Klärung der Frage, welchen Idealtypus des (nicht-)geschichtsmächtigen Menschen – des *homo historicus* (*vulgarus*) man konstruktiv zugrundelegen soll, unerörtert blieb. Charakteristischerweise fand man im Fall der Geschichte der nationalsozialistischen Periode die Sprache wieder, als man „Täter“ und „Opfer“ typologisch gegenüberstellte, allerdings um den Preis, der für die Entlehnung aus den Diskursen der Vergangenheitsbewältigung und Wiedergutmachung zu zahlen war: Das Geschäft der historischen Erklärung wurde allzuoft an den Rand des Bankrotts, der der Erklärung vorgelagerten Bewertung, geführt. Die Dichotomie von Opfer und Täter überläßt die diffizile Problematik der nationalsozialistischen Zwischenstufen dem politischen Streit und dieser bleibt – und das kann man gerade in diesem Land seit zwei Jahren beobachten – aufgrund vorgängiger Parteilichkeit unentscheidbar, weil nicht um Klärungen gestritten wird, sondern deren zugegeben mühsame Findung durch Parteinahme (vor-)entschieden scheint.

Sehen wir uns die beiden Holzschnittporträts noch etwas genauer an. Das idealtypische Opfer ist jemand, dessen sozialmoralischer Status eindeutig positiv konnotiert ist. Sein Charakter wird nur nach einer Richtung hin differenziert, nämlich danach, ob er Opfer von Verfolgung war oder als Widerstand Leistender zum Opfer wurde. In beiden Fällen wird die Person als unter heteronomen Bedingungen handelnde konzipiert. Der Akteur widersetzt sich oder leidet unter Verhältnissen, die er nicht zu verantworten hat, weil sie ihm andere aufgezwungen haben. Seine moralische Größe erweist sich darin, daß er auch unter diesen Umständen seinen traditionellen Überzeugungen und Maximen treu bleibt. Scheitert er mit seinen Handlungsabsichten, so scheitert er an der übermächtigen Realität des totalitären Terrors, doch gerade seine Unbeugsamkeit in Ansehung der Übermacht verleiht ihm die Aura des tragischen Helden. Ist der Akteur einmal als solcher vorgestellt, hat bei ihm Schwäche und Schwanken keinen Platz mehr. Eine bei der Erklärung sozialen Handelns sonst geläufige Perspektive bleibt in diesem Fall tabu: die analytische Frage nach Interessen und Interessenlagen darf in dieser Umgebung gar nicht aufkommen.

Das Opfer agiert aber nicht nur jenseits des Gewöhnlichen und dem common sense Nachvollziehbaren, seine als unbeugsam konzipierte Gestalt macht es weiterhin zwingend notwendig, eine Abspaltung des Schwachen, Fahrlässigen oder Unvorhersehbaren vorzunehmen, welches in einem nächsten Schritt repersonalisiert wird: Scheitert der Held nicht an der evidenten strukturellen Übermacht der feindlichen Umwelt, dann sind dafür Personen verantwortlich, die vornehmlich in psychopathologischen Kategorien beschrieben werden – und zwar gleichgültig, ob sie a priori Agenten des Herrschaftsapparats sind oder erst durch Verrat, Bestechung, Fahrlässigkeit oder menschliche Schwächen anderer Art dazu wurden. In diesem kategorialen Rahmen sind die Kontrahenten der Opfer sadistisch, subhuman, brutal, raffgierig, korrupt etc. Beispielsweise ist

die soziale Kategorie der mit grünen Winkel gekennzeichneten KZ-Häftlinge einer derartigen Etikettierungsstrategie ausgesetzt und man kann mit gutem Grund der Meinung sein, daß durch diese Stigmatisierung ein wesentlicher Aspekt des sozialen Gefüges der Konzentrationslager verzerrt abgebildet wird: der strukturelle Zwang zur partiellen Kollaboration der Häftlinge mit den Wachmannschaften wird reifiziert, indem etwas, was tatsächlich eine Klasse von *Handlungen* ist, exklusiv einer sozialen Gruppe zugeschrieben wird. Entsprechend groß ist die Aufregung unter Überlebenden, wenn diese (für sie vermutlich identitätssichernde) Perspektive nicht eingenommen oder explizit zurückgewiesen wird.

Nahezu spiegelbildlich ist die Typisierung des Täters. Vor allem wird nach den Wurzeln des Bösen Ausschau gehalten: sei es die Familiendynamik, der fehlende oder der allmächtige Vater oder was sonst – immer wird nach einer Seinsschicht im Individuum gesucht, welche für das Täter-Sein verantwortlich sei. Schon die amerikanischen Psychiater, die im Nürnberger Prozeß die Nazi-Größen explorierten, hatten eine kognitive Sperre angesichts hoher IQ-Werte der Potentaten; ebenso erscheint manchmal erst das Nebeneinander von Morden und traurem Familienglück als das eigentlich Bestialische. Der Täter wird mit Vorliebe als ganz anderer gezeichnet, jede durchschnittliche Haltung ruft Befremden hervor. Wenn, dann muß er schon unterdurchschnittlich, also anormal sein: dumm, roh, pervers etc. Bei diesem Ausgangspunkt verwundert es nicht, daß die funktional-rationale soziale Organisation der NS-Apparate weniger Aufmerksamkeit auf sich zieht, würde eine, den bürokratischen Aspekt betonende Betrachtungsweise doch im Moralischen zu Schwierigkeiten führen. Nur Rädchen unter seinesgleichen gewesen zu sein, die Ziele und Zwecke nicht gekannt oder nicht gebilligt zu haben, mit einem Wort: in Befehlsnotstand gehandelt zu haben – das ist nicht der Quell, aus dem Abscheu gespeist wird. Den Täter findet man erst, wo rauchende Pistolen und würgende Hände in flagranti auf Zelluloid gebannt wurden.

Von beiden Typen, die Grenzfälle des Kontinuums menschlichen Handelns und Leidens sind, geht eine merkwürdig prägende Kraft aus, die sich in einer Dichotomisierung der historischen Subjekte niederschlägt. Jene, die prima facie weder das eine noch das andere sind, werden trotzdem mit diesem Maßstab gemessen, und nach der Größe der Anteile des einen oder anderen Extrems in eine Rangordnung gebracht. Ist es schon höchst problematisch, soziale Akteure unter Zuhilfenahme totalisierender Etiketten begreifen zu wollen, muß die Absicht, das „Volk“ oder die „kleinen Leute“ in dieses Korsett zu zwängen, zu inferioren Resultaten führen. Die Wahrnehmung der Inferiorität wird allerdings durch eine segensreiche Einrichtung des geschichtswissenschaftlichen Alltagsbewußtseins unterbunden: die Projektion des bildungsbürgerlichen Selbstbildes des Historikers auf seine Untersuchungspopulation bleibt unerkannt. Das Autostereotyp, das dem implizit verwen-

deten *homo historicus* Gestalt verleiht, umfaßt mehrere Elemente, deren wichtigste mir die folgenden zu sein scheinen:

- Das idealisierte Individuum folgt einem recht klar umrissenen Lebensentwurf, hält seine Triebe unter Kontrolle und materielle Not ist ihm unbekannt.
- Seine Interessen verfolgt es zwar zielstrebig, aber mit einer gewissen Rücksichtnahme auf die Interessen und Aspirationen anderer; insbesondere respektiert es vorgegebene institutionelle Zwänge, etwa solche des Eigentums oder der Anciennität.
- Selbstverständlich nimmt dieses Individuum von sich an, daß es, was es erreicht hat oder je erreichen wird, seiner eigenen Tüchtigkeit zu verdanken hat. Eng damit verbunden ist die Anerkennung des Ethos der Pflicht und Verantwortlichkeit, die nur im Falle ausdrücklicher Befehlserteilung oder familistischer Rücksichtnahme außer Kraft gesetzt ist. Nicht vorhersehbare Nebeneffekte des Handelns werden nicht mit dem eigenen Tun in Verbindung gebracht, was umso leichter ist als dieser Mensch zumeist über Untergebene verfügen kann, denen er Aufträge erteilen darf, unter welchen sich regelmäßig jene befinden, bei welchen man sich schmutzig machen könnte. Diese Untergebenen dürfen obendrein gemäßregelt werden, wenn sie den Auftrag falsch verstanden oder ausgeführt haben.
- Mit dem zuletzt genannten eng verbunden ist der Umstand, daß dieses Individuum zwar seine Prinzipien und Überzeugungen, selbstverständlich auch ein wenig Vorurteile besitzt, es mit seiner Bildung und Sitte aber für unvereinbar hält, diesen in pöbelhafter Art freien Lauf zu lassen oder sie auch dann für handlungsverpflichtend zu erachten, wenn ausschließlich Mitgliedern ihm fremder oder fernstehender sozialer Gruppen daraus Vorteile erwachsen würden.
- Schließlich ist unser *homo historicus* über den Weltenlauf hinlänglich informiert, er liest und debattiert ein wenig über das Gelesene oder Gehörte mit der Gattin, Kollegen und Freunden, doch verläßt er seinen Zuschauerplatz nicht; er drängt sich nicht auf die Bühne, die er anderen überläßt, welche ihm zwar sozial, politisch und ökonomisch nahestehen, deren Aktivismus er nicht gerade ablehnt, aber nicht mitmacht.

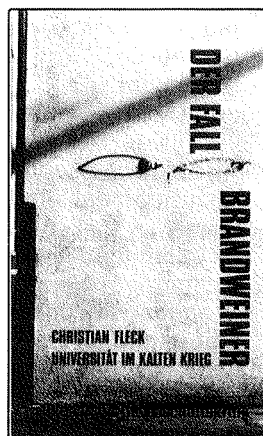
Dieser Sozialcharakter ist dem Historiker wohlvertraut, erkennt er in ihm doch die eine oder andere Facette des eigenen Selbst wieder. Also scheut er sich auch nicht, ihn als Maßstab an jene heranzutragen, die er erforscht und beschreibt. Wo mit dieser Folie erfolgreich gearbeitet werden kann, sieht sich der Historiker in seiner Empathiefähigkeit bestätigt, während er dort, wo Akteur und Folien nicht zusammenpassen wollen, seine Projektion als Raster der Kritik benutzt: „Es stand doch sogar in der Zeitung, daß ...“, „Ja, hat er denn nicht gesehen...“, „hätte er doch Stillschweigen bewahrt...“ etc.

Auch hier können wir wieder eine Vermischung zwischen dem Aspekt der Beschreibung und dem der Erklärung konstatieren, die unerkannt bleibt, weil beide in Begriffen des einen kategorialen Rahmens,

der eine verzerrte Abbildung der Lebenswelt des Beobachters ist, ausgedrückt werden. Ein Vergleich mit der expliziten Verwendung von disziplinspezifischen Menschenbildern in anderen Wissenschaften läßt erkennen, worin der Vorzug eines *homo historicus* der Moderne (für frühere geschichtliche Epochen gibt es welche) läge: Erstens würde eine fruchtbare Kontroverse um die in den Idealtypus aufzunehmenden Elemente erfolgen müssen, zweitens böte ein explizites Menschenbild die Chance, historisch insuffizientes Handeln (etwa als Analogon zum ökonomisch irrationalen Handeln gedacht) zu identifizieren, womit drittens das Geschäft der historischen Kritik eine Bereicherung und Fundamentierung erfahren könnte.

Der neuen Alltagsgeschichte kommt das Verdienst zu, auf die Unzulänglichkeit der Projektion autostereotypisierter Menschenbilder aufmerksam gemacht zu haben. Da dieses Resultat aber unter die nichtintendierten Folgen historischen Forschens einzuordnen ist, muß der Abschied vom *homo historicus* erst noch vollzogen werden. Eine daran anschließende Diskussion über notwendige und hinreichende Bedingungen eines Idealtypus des historischen Akteurs käme letztlich der Praxis der Alltagsgeschichte zugute.

IWK-BIBLIOTHEK:



Mit diesem Buch wird ein Beitrag zur Analyse der politischen Kultur der Zweiten Republik vorgelegt.

Verlag für
Gesellschaftskritik
Wien 1988
160 Seiten

Die kritische Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ging bisher an einer Institution nahezu spurlos vorüber: der Universität.

Verlag für
Gesellschaftskritik
Wien 1985
164 Seiten



Nori Möding

POLITISCHE HALTUNGEN IN DEUTSCHLAND NACH 1945

Zur Nutzbarkeit des Habitus-Begriffs für Oral-History-Analysen

Vorbemerkung

Ich möchte das Bourdieusche Konzept nicht im theoretischen Kontext, also in seinen Beziehungen und Abgrenzungen zu anderen Theorien darstellen, sondern fragen, welche methodischen Perspektiven für eine Analyse von individuellen und Gruppen-Strategien im sozialen Raum zu bestimmten Zeiten sich daraus entwickeln lassen. Ich werde in einem ersten Schritt herauszuarbeiten versuchen, auf welche Elemente der Blick zu richten wäre; die Aufmerksamkeitszeichen, sozusagen die „Fähnchen“, die Bourdieu in den sozialen Raum steckt, bezeichnen und fragen: was bringt das für eine Analyse lebensgeschichtlicher Interviews?

Als „Anwendungsfall“ will ich dann das Problem der Haltungen zur Politik in Deutschland nach 1945 in den Blick nehmen, wie sie vor allem in Lebensgeschichten von Arbeiter/innen aus dem Ruhrgebiet thematisiert werden. Man findet in vielen Interviews Häufungen bestimmter Wendungen, so etwas wie „Stereotypen“ der Haltung zur Politik, des politischen Stils. Grundlegend dürfte die (theoretische) Erfahrung einer Abwehr gegen Politik als solcher sein, d.h. die Konstitution einer „schweigenden Mehrheit“, die nach allen Erfahrungen damit einen historisch und sozial „wohlbegründeten Irrtum“ (Bourdieu) begeht. Dabei werde ich folgende Problemzusammenhänge anreißen:

– Welche Vorerfahrungen im NS begründen diese „Enthaltsamkeit“; welche Resistenzformen, welche „Stilformen“ des Ungehorsams gegenüber den politischen Zumutungen hat es vielleicht dennoch gegeben, die nicht im engeren Sinne „politisch“ umgemünzt wurden?

– Wie wirkt der historische „Bruch“, wie wird „Altes“ in die neue Zeit „überführt“, welche Meinungsbrücken werden geschlagen; welche neuen „politischen Stilformen“ entstehen auf dem historischen und biographischen „background“?

– Wie übersetzt sich der „politische Stil“, die Art, sich zu Politik in Beziehung zu setzen, was man im NS lernte, in die Nachkriegszeit und in die Bundesrepublik? Was führt zu einem Phänomen, das ich (versuchsweise) als Privatisierung der Politik bezeichnen möchte? Wie entsteht ein tragfähiger „Untergrund“ jenes Konsenses, der nach schnellen Wechsels der politischen Systeme in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu einer nunmehr fast 40jährigen Stabilität in Koexistenz der beiden deutschen Teilstaaten führt?

Diese Fragen werde ich hier nur thesenartig grob beantworten können. Die Thesen basieren auf Befunden und Beobachtungen, die in der Untersuchung

lebensgeschichtlicher Interviews im Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet“ gewonnen worden sind, und die ich hier für meine Absicht verarbeite.¹

Methodische Perspektiven der Habitusanalyse

Ich will versuchen, das Bourdieusche Konzept des „Habitus“, der zwischen „Struktur und Praxis“ vermitteln soll, und des „sozialen Feldes“, in dem der Habitus sich jeweils historisch zu bewähren hat, auf seinen methodischen Nutzen zu befragen. Die Realität und ihre Deutung sind als ein Amalgam zu verstehen: Menschen können sich auf die Realität nur dann beziehen, wenn sie sich davon ein Bild gemacht, wenn sie sie interpretiert oder sie für sich innerlich „konstruiert“ haben.² Damit ordnen sie sich gleichzeitig darin ein, bzw. setzen sich davon ab: die Deutung der sozialen Welt enthält immer das Element der Selbstdeutung.

Die Qualität der Instrumentarien, mithilfe derer die Realität gedeutet wird, d.h. Erfahrungen gemacht werden, ist von sozialer Gruppe zu sozialer Gruppe und von Gesellschaft zu Gesellschaft und historisch unterschiedlich. Sie unterliegt sozialen Funktionsimperativen ebenso, wie kollektiven und individuellen Interessen, die soziale Stellung symbolisch und faktisch zu sichern oder auszubauen (Bourdieu)³. Die Prinzipien dieser Konstruktion werden von Generation zu Generation weitergegeben, Veränderungen müssen kollektiv wie individuell in sie eingearbeitet werden.

Pierre Bourdieu begreift die Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsinstrumentarien sozialer Gruppen und schließlich einer Gesellschaft als „Habitus“. In ihm ist die Erfahrung und Geschichte der Gruppen in ihrer Beziehung zur strukturell konstruierbaren Lage zu einem „GESELLSCHAFTLICHEN UNBEWUSSTEN“ geronnen. Insofern „vermittelt“ der Habitus „zwischen Struktur und Praxis“, anders gesagt: zwischen sozialstruktureller Lage und ihren jeweiligen historischen individuellen und kollektiven Ausdrucksformen.

* D.h. erstens: die Strukturbeziehung von Individuen oder Kollektiven ist nur als historisch vermittelte zu verstehen.⁴

* D.h. zweitens: ein historisches Ereignis, eine kollektive Aktion usw. ist nur im Zusammenhang der jeweiligen historisch gewordenen (subjektiven wie kollektiven) Dispositionen zu erklären.⁵

* Aus der Annahme des Habitus als eines gesellschaftlichen Unbewußten folgt drittens, daß der Habitus nicht „als solcher“ vorgefunden werden kann, sondern in seinen Ausdrucksformen (Symptomen) aus den zeitgenössischen Quellen, retrospektiven Rekonstruktionen und den Handlungsstrategien entschlüsselt werden muß;

* viertens, daß der Habitus auch nicht bewußt vermittelt werden kann. Vielmehr wird er den Individuen im Prozeß der Sozialisation „einverleibt“ („Einverleibung der Strukturen“). Mit seiner Hilfe beziehen sie

sich auf die soziale Realität, ohne doch von ihm zu wissen; es ist für sie „selbstverständlich“, sich so oder so zu verhalten (etwa wie man die Muttersprache sprechen kann, ohne unbedingt die Grammatik zu beherrschen; dennoch gibt es die Grammatik und sie ist aus ihrer „Ausdrucksform“, der gesprochenen Sprache rekonstruierbar).

* D.h. fünftens, der Habitus ist nur mithilfe analytischer Anstrengungen rekonstruier- und kritisierbar: Veränderungen der unhinterfragten „sozialen Selbstverständlichkeiten“, ihre Anpassung an „neue Zeiten“ werden durch eine Krise, in der ihre mangelnde Realitätstauglichkeit zum Ausdruck kommt, veranlaßt und erfolgen in einem Prozeß von Versuch und Irrtum.⁶ Der Habitus liegt als „generatives Prinzip“ der Entwicklung neuer Formen zugrunde. Sie müssen sich praktisch im Interesse der Gruppe und der Individuen bewähren, um dauerhaft internalisiert zu werden.

Die Schwierigkeit der habituellen An- und Einpassung bedrängt die Gesellschaft und das Individuum selbstverständlich in Zeiten sozialer Veränderungen, die z.B. wie in Deutschland 1945 als Zeiten eines „Zusammenbruchs“ gedeutet werden, stärker als in Zeiten relativer Ruhe. In solchen Zeiten hat die Gewißheit, daß „etwas“ geändert werden, d.h. man sich veränderten Zeiten anpassen müßte, die Qualität eines Volksvorurteils. Damit werden soziale Beziehungen in vielfältiger Weise verunsichert und disponibel.

Der Habitusbegriff ist für eine historische Analyse tauglich, in der solche Anpassungsstrategien analysiert werden sollen. Gerade weil er eine hochformalisierte und abstrakte Kategorie ist, kann er nur konkret mithilfe der Analyse von strategischen Prozessen gefüllt werden. Insofern verweist er darauf, sich die *Erfahrungen* und *Konflikte* der Individuen und Gruppen in solchen strategischen Prozessen zum Thema zu machen und davon ausgehend neue institutionelle Formen, Sprachregelungen, Texte usw. zu interpretieren.⁷ Im Rückgriff auf Biografien, lebensgeschichtliche Interviews und in zeitgenössischen Texten dargelegte Strategien der Gruppen im Sinne des Erhalts oder Erwerbs sozialer Positionen kann deutlich werden, wo in einer bestimmten Zeit die Konflikte mit dem tradierten Habitus liegen.

Ein „Entwicklungsmotor“ in der Bourdieuschen Gesellschaftstheorie ist der Kampf um „symbolisches Kapital“, mithilfe dessen soziale Positionen (von Gruppen wie von einzelnen) erworben, ausgebaut und erhalten werden können. Die Wechsel von Eliten wie sozialen Gruppen führt zu einer hohen gesellschaftlichen Dynamik, das Gesellschaftsbild, das Bourdieu entwirft, gleicht dem eines Flusses, in dem man mitgerissen wird und schwimmt – oder untergeht: in einer permanenten Umorientierung in den Elementen, aus denen sie ihr „symbolisches Kapital“ ziehen, in permanenten Neuarrangements dieser Elemente suchen die Klassen, Gruppen und ihre Repräsentanten ihre Positionen zu sichern und auszubauen.⁸ In dem Kampf um die soziale Positio-

nierung werden bestimmte Elemente eingesetzt, die ihre Wirksamkeit daraus beziehen, daß sie historisch – in der Gesellschaft, in bestimmten sozialen Gruppen und Milieus – prestigeträchtig sind bzw. einmal waren.

Ein häufigerer Vorwurf an B. ist die „Statik“ des Habitusbegriffs, seine Beharrungskraft bezogen auf soziale Strukturen; das Problem ist, daß mit einem Denkprinzip immer auch „Undenkbares“ gesetzt wird und die Frage – wie kommt dann grundlegende Veränderung zustande? In seinen Interpretationen (s. Schema) bleibt oft nur das Positionierungsinteresse an den Symbolen übrig, überschüssige Bedeutungen bleiben unberücksichtigt. Als gäbe es kein „subversives“ Element, kein Unterlaufen des sozialen Gehorsams, nichts „Pathologisches“, nichts Brüchiges – so will es scheinen. Im Falle der Analyse der Heideggerischen „Begriffsdichtung“, aber der Vorteil ist, a) daß B. Texte analysiert, d.h. die Problematik in den Bedeutungsüberschüssen der Zitatstellen deutlich wird, b) daß der symptomatische Charakter sich erschließt in einer Pathologie des deutschen Bildungsbürgertums, das mit den sog. „Massen“ nicht umgehen kann.

Bourdieu entwickelt die Geschichte des Anpassungsversuchs einer Elite an veränderte soziale Umstände in der DIALEKTIK VON AUSDRUCKSINTERESSE UND ZENSUR. Jeder (auch jeder theoretische) Diskurs sei der Kompromiß zwischen einem Ausdrucksinteresse „als biologischem Trieb oder (im

IWK-BIBLIOTHEK:

Der dritte Band des Projektes „Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960“ untersucht auf der Basis von Interviews Aspekte der Veränderung der Arbeiterkultur und der Volkserfahrung zwischen den zwanziger und den fünfziger Jahren.



Verlag Dietz
Berlin-Bonn 1985
468 Seiten

weitesten Sinne des Wortes) politischem Interesse“ und einer Zensur, „deren Konstitution sich der Struktur des *sozialen Feldes* verdankt, in dem der Diskurs sich entfaltet“. ⁹ Die Form, die dem Ausdrucksinteresse schließlich gegeben wird, kaschiert die „ursprünglichen Erfahrungen“ der gesellschaftlichen Welt in der Weise, daß sie sie in einer akzeptierten Form, die reale Differenzen negiert, zum Ausdruck bringt. ¹⁰

Im Falle Heideggers ging es um die Selbstbehauptung der Akademiker als Elite in einer Form, in der das elitäre Selbstdeutungs- und Positionierungsinteresse nicht mehr als solches erkennbar ist, da es sich in einer dem Anspruch nach egalitären Gesellschaft verbergen muß. Der Gegensatz der Seinsweisen des „Eigentlichen“ und „Uneigentlichen“ gilt Bourdieu deshalb als „eine besondere und besonders subtile Ausprägung des Gegensatzes von Masse und Elite.“ (ebd.) Unter einem anderen, von Bourdieu hier nicht thematisierten Gesichtspunkt lassen sich Heidegger (wie übrigens auch Jaspers) als Philosophien einer bestimmten Modernisierung lesen. Bei beiden steht die Idee der „Für-Sorge“ im Zentrum der staatlichen Versorgung der „Massen“ im Dienste ihrer „Ordnung“ (Jaspers). Daraus gewinnt die akademische Elite auf der Grundlage der Existentialphilosophie eben ihre Distinktion: die Massen sind (und bleiben) subaltern, weil sie sich versorgen lassen. (Damit ist gleichzeitig die Versorgungshaltung kritisiert, insofern weisen beide Existenzphilosophien über das bloße Distinktionsinteresse hinaus.)

Wir haben es also mit einem Fall zu tun, in dem etwas so gesagt werden muß, daß es für die einen verständlich ist, für die anderen nicht. „Vereinigung“ (der Gruppe) und „Trennung“ (von den anderen) geschieht unter der Verpflichtung der Verschleierung – denn „letztlich“ sitzen schließlich doch alle „in einem Boot“ – und es ist nur die Frage, an welcher Stelle. Die jeweiligen Positionen aber müssen auf eine Art und Weise besetzt werden, durch die andere *nicht* provoziert werden, sie zu bestreiten.

Daß die „Ausdrucksformen“ sich dem Leser in ihrer eigentlichen Intention erschließen können, setzt eine Leserschaft (hier: aus dem intellektuellen Milieu der Zwanziger Jahre) voraus, die „hinter“ der Form das eigentliche Interesse zu erkennen in der Lage ist. Jeder Diskurs, jede Politik, jede soziale Äußerung ist auf diesen Zusammenhang zwischen den „Produzenten“/Repräsentanten und „Rezipienten“/Repräsentierten (eines philosophischen Konzeptes, eines politischen Programmes usw.) angewiesen. Er kann verstanden werden, weil in ihm eine *Zeitstimmung*, die „ihrer Grundlage nach ein *Habitus*, d.h. ein Lebensstil und eine Lebenssicht“ ist, zum Ausdruck kommt. ¹¹ Insofern „übersetzt“ Heidegger eine „existentielle Stimmung“ in eine „existentiale Ontologie“, anders: Stimmung gerinnt in einer (von mehreren möglichen) Ausdrucksformen.

Im Unterschied zum Leser, der aufgrund seiner Gestimmtheit von „jeder bewußten Decodierung unabhängig“ „verstehen, was der Diskurs sagen will“ ¹² ist

derjenige, der an dieser Stimmung nicht teilhat, vor die Schwierigkeit der Decodierungsarbeit gestellt. Der Text (das Gesagte, die Mode usw.) erhält so SYMPTOMATISCHEN Charakter. Der „Stimmungs-“ und habituelle „Grund“ als Ursache der Symptombildung ist zu entschlüsseln, weil Bourdieu von der Grundannahme der „Homologie der Positionen“ ¹³ ausgeht, worin die Möglichkeit des unbewußten intentionalen praktischen Einverständnisses ebenso enthalten ist, wie der Verweis auf die Entschlüsselungsmethode. Denn davon ausgehend muß es möglich sein, innerhalb einer sozialen Gruppe und einer Gesellschaft die *ähnlichen* Äußerungen aufzufinden, die die Gruppe einerseits in ihrer Besonderheit abgrenzen (innere Integration) und sie andererseits in die Gesellschaft integrieren, gerade weil sie ihre Abgrenzung, d.h. ihre Klassifizierung im sozialen Raum (und symbolische Selbstdarstellung) erlauben. Die Aufmerksamkeit wird auf Stereotypen gelenkt. Mithilfe einer Reihe analoger Beobachtungen läßt sich jener „Sättigungsgrad“ der Gewißheit erreichen (Niethammer) auf dessen Basis die „synthetische Intuition“ ¹⁴ des Wissenschaftlers als Interpretationsschritt möglich wird. „Hinter“ den beobachtbaren (d.h. belegbaren) Regelmäßigkeiten der Äußerungen aus den unterschiedlichen sozialen Feldern lassen sich die Prinzipien rekonstruieren, die sie hervorbringen konnten.

Bourdieu macht sich in der Heidegger-Analyse deshalb andere Positionen im intellektuellen Milieu der damaligen Zeit zum Thema ¹⁵. Er findet sie z.B. in Filmen oder der Literatur der Zeit, die ähnliche Themen, die Variationen des Grundthemas der Beziehung von Masse und Elite darstellen, aufwarfen.

Die Frage bleibt, wie jemand beschaffen sein muß, der diese Variationsvielfalt aufs Thema zurückführt und einer Zeitstimmung einen Ausdruck verleiht: Wie ein „Prophet“ der neuen Zeit auszusehen hat. ¹⁶ Die soziale Herkunft der Individuen ist deshalb ebenso zu berücksichtigen, wie ihre „Vorerfahrungen“ in verschiedenen sozialen Zusammenhängen und Situationen (Ausbildung, berufliche, politische, verbandliche Sozialisation, andere prägende Erfahrungen). Statistisches Material kann nur Hilfsmaterial sein.

Zum politischen Stil der Nachkriegszeit

Ich will jetzt abschließend einige der „Stereotypen“ der Nachkriegszeit benennen, die „Brücken“ zwischen den politischen Haltungen des NS und denen der Bundesrepublik schlagen. ¹⁷

WIEDERAUFBAUGEMEINSCHAFT. Für Elite wie Basiseliten zentral war der Mythos des „wir sitzen alle in einem Boot“, das auch noch leckgeschlagen ist, der geeignet war, Arbeiter und Chefs, CDU-ler und KPD-ler in der gemeinsamen Anstrengung („Ärmel aufkrempeln und zupacken“) für materiellen und ideologischen Wiederaufbau zunächst zusammen zu führen.

An der „Basis“ bei der Mehrheit der Bevölkerung in den Städten wurde dieser Mythos durch andere Erfahrungen konterkariert: am schwarzen Markt

merkte man, das jeder sich selbst der Nächste ist und Diebstahl, ja sogar Betrug lässige Sünden sind in einer Zeit der Not. Der Kölner Kardinal Frings rechtfertigte den Kohlen- und Lebensmittelklau, woraufhin man diese Art des „Organisierens“ noch weiter euphemisieren konnte: „fringsen“ war das neue Wort. Die prägenden Erfahrungen gingen jedenfalls eher in Richtung eines individuell bis egozentrierten Wiederaufbaus.

Elemente gegenseitiger informeller Hilfe in der Nachkriegszeit tauchen in den Erinnerungen von Männern und Frauen, die sich nach 45 engagierten als Versöhnungserfahrungen mit den ehemaligen Nazi-Deutschen auf.¹⁸ Entsprechende Fragen werden „an der Basis“ häufiger verneint als bejaht: „da lernten Sie die Deutschen richtig kennen“.

Vor dem Chaos der Nachkriegszeit retteten sich viele in die FAMILIE – das PRIVATE wurde zum Fluchtpunkt und zum Symbol der „heilen Welt“ vor den Zumutungen der Außenwelt. Eine besondere BEZIEHUNG VON POLITISCHEN und PRIVATEN hatte sich im NS schon vorbereitet. Sie hat verschiedene Aspekte: Einmal war (um nicht den Begriff des Widerstandes überzustapazieren) in der großen Mehrheit der Fälle die Ablehnung punktuell – meist gegen bestimmte „Auswüchse“ des Systems gerichtet – und häufig auch nur individuell begründet. So kam sie auch zum Ausdruck: individuell und nicht im Sinne einer politischen Gesamtablehnung. Arbeiter, die von der Einberufung bedroht waren, versuchten durch besondere Arbeitsleistungen zu erreichen, daß sie „uk“ gestellt wurden; man „drückte“ sich vor Dienst und Appellen; Mädchen und Frauen schminkten sich – obwohl das als Stilelement auch nur auf den NS-Stil reagierte und nichts Politisches bedeuten mußte –; man machte den Sport- und Körperkultur nicht mit, suchte andere Ausdrucksformen (kollektiv z.B. die swing-Jugend) (usw.)

Mit der Einsatzmacht des Staates war die Erfahrung von SUBALTERNITÄT verbunden, die Ohnmachtserfahrung: was kann ich „kleine/r Frau oder Mann“ schon tun? Man wurde dahin und dorthin verschoben, gerade im Krieg, ohne etwas tun zu können, beliebig eingesetzt: „UND DANN HIESS ES...“ so werden die meisten Einsatzbeschreibungen eingeleitet. Die Erfahrung, da „durchgekommen“ zu sein oder „es geschafft“ zu haben, konnte dennoch zur Bewährungserfahrung werden. Diese Bewährungserfahrung konnte dem Erreichen des Einsatzziels ebenso gelten, wie die Tatsache, daß man sich da ganz gut im eigenen Interesse „durchgemogelt“ hatte. Soviel wie nötig Gehorsam gegenüber den Forderungen, soviel wie möglich dabei für sich 'rausholen – das war die Devise der meisten. Es war nun nicht nur so, daß – gerade Frauen und Arbeiter – das Empfinden fehlt, ein „Recht auf Politik“ zu haben¹⁹, vielmehr war Politik ein gefährlicher Bereich. Ein bißchen „Mosern“ war erlaubt, aber mehr war von übel. Erwachsene erlebten das bewußter, Kinder eher in Form einer Tabuisierung. Die private POLITIK DES SCHWEIGENS und VERSCHWEIGENS angesichts des fremden bis feindlichen Machtbereichs ent-

stand: „man hörte nur hinter vorgehaltener Hand“, und man fragte nicht aktiv nach, wenn man etwas Politisches im Hintergrund eines Ereignisses vermutete: so als ob Peinlichkeitsschwellen plötzlich eingezogen wären. Eine Art „Stillhalte-Abkommen“ zwischen Politik und Privat entstand, das „normalerweise“ nicht, nur im Extremfall des (Gegen-)Engagements gebrochen wurde. Diese Haltung wurde in der Nachkriegszeit „übersetzt“: man fragte damals besser nicht allzu genau nach der politischen Vergangenheit von jemandem. Alle schienen in den Augen der Welt irgendwie „schuldig“ geworden zu sein, deshalb nahm man schließlich die halbherzige Entschuldigungsformel, die vielen den Arbeitsplatz rettete, gerne an: „wir sind doch alle nur mitgelaufen“. Das „MITLAUFEN“ kann als ein Element politischen Stils fort dauern: „auch in den Gewerkschaften bin ich nur mitgelaufen“. Darin begibt man sich der politischen Verantwortlichkeit und nimmt die Subalternität aktiv an. Eine Erfahrung des NS gerade in Arbeitermilieus, die ihn von den Hunger- und Arbeitslosigkeitserfahrungen der Weimarer Jahre positiv abhob, war die VERSORGUNGSseite des Regimes: materiell fühlten sich viele offensichtlich „sicherer“ als zuvor. Selbst noch im Bombenkrieg klappte die Versorgung der Betroffenen, und auch Gegner des Regimes loben: „vorbildliche Organisation“. In manchen Berichten klingt es, als habe Hitler selbst den Tisch für die Ausgebombten gedeckt: „da hat ER gesorgt“.

POLITIK sollte nach '45 alltagsnah und bedürfnis-

IWK-BIBLIOTHEK:

Der erste Fall dieses Lebensberichtes, der die Jahre 1916 bis 1938 umfaßt, ist ein Dokument der Aufrichtigkeit im Umgang mit der Vergangenheit und zugleich eine wichtige historische Quelle für das Verständnis der Ursachen der Nazi-Verbrechen. Albert Massiczek hat eine Selbstanklage geschrieben, aber auch eine Analyse: Er gibt Zeugnis vom Lebensgefühl großer Teile der jungen Generation im Wien der Zwischenkriegszeit.



Junius Verlag
Wien 1988
208 Seiten

orientiert sein. Tatsächlich galt es in der Nachkriegszeit vorrangig, die Versorgung zu sichern. Gleichzeitig war damit eine „Abkehr von Ideologien“ mitgedacht, mit denen man gerade schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Viele fühlten sich „von Politik getäuscht“ und wollten damit „nichts mehr zu tun“ haben, solange sie die Lebensmöglichkeiten „der Privaten“ (so die Selbstdeutung einer Frau) garantierte. Der Vorrang von FÜR- und VERSORGUNGSbedürfnissen stellte eine Brücke zwischen den Zeiten, aber auch zwischen politisch Engagierten und der „Masse der Bevölkerung“ dar. „Man“ ging des Hungers wegen auf die Straße – sonst nicht.

Ein anderer Aspekt der Sicherheit im NS war – wieder nach Weimarer Vorerfahrungen – die Erfahrung der Entleerung der Straßen und der Wiederherstellung von „ORDNUNG“ gewesen. Man war froh, daß „die Arbeitslosen“, die Eckensteher „von der Straße kamen“, manche freuten sich sogar, daß „wir“ von der Straße kamen. Hier kommt die Massenablehnung als Selbst-Abwehr zum Tragen. Frauen fürchteten – und zwar durch die Bank – sich zur NS-Zeit nicht nachts allein auf den Straßen. Auch hier „hätte doch Onkel Adolf gesorgt, daß da nichts passiert, die wären doch –“ bestraft worden zumindest. Dazu kommt, daß die Arbeitslosen auf den Straßen nicht nur Angst machten, sondern auch eine triste ästhetische Erfahrung „grau in grau, wie heute in der DDR“ evozierten. Da waren die anderen in ihren Uniformen und ihrem geordneten Marschschritt einfach ästhetisch attraktiver. Jungen und Mädchen liebten die HJ+BDM-Uniformen; Frauen schrieben an Frontsoldaten organisiert oder auch heimlich Briefe – der ferne Held war attraktiv; und wenn er auf Urlaub kam, hatte er als Uniformierter mehr Chancen.

Nach 1945 werden für das merkwürdige Amalgam von Sicherheit- und Angst(vorm Terror)erfahrungen nur wenige (und kaum bekannte) Verarbeitungangebote geliefert und der NS lebte gerade von dieser Ambivalenz der Angst vorm Terror und der Partizipation am Terror. So ist es bis heute möglich, die Versorgungs- und Sicherheitsseite zu verselbständigen und etwa der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß irgendein „Adolf“ die Arbeitslosen, rebellierende Jugendliche und andere bedrohliche Figuren wieder autoritär ordnend „von der Straße“ holt.

Erst der Bombenkrieg wirkte gegen die (ambivalente) Billigung oder Indolenz dem Regime gegenüber: viele berichten von Zweifeln seit dieser Zeit; insbesondere nachdem die „zweite Front aufgemacht“ worden war, d.h. der Überfall auf die UdSSR stattgefunden hatte. Mit dem Krieg, d.h. in Form der „Fortsetzung mit anderen Mitteln“ traf die Politik das private Leben direkt. „Kommen die Alliierten und schmeißen überall Bomben und die ganze Decke in mein schönes (Mittag)Essen. Das verzeihe ich denen bis heute nicht.“ Anti-Kriegsvorstellungen sitzen fester als der Antifaschismus in vielen Köpfen. Das rettete sich manchmal auch über die Zeit des „Kalten Krieges“ als Friedensvorstellungen als „kommunistisch“ diskriminiert und im Dienste der Remilitarisierung ad acta gelegt wurden. Manche mar-

schierten bei Ostermärschen u.ä. Aktionen mit.

MENSCHLICHKEIT in verschiedenen Aspekten ist ein weiteres Element des politischen Stils nach 1945. Sie war im NS – z.B. das Butterbrot an Fremdarbeiter, der „Jude im Keller“ – auch eine Art von Subversion gegen die Unmenschlichkeit des Systems, und eine Selbstvergewisserung gewesen, nicht auch ein „Unmensch“ zu sein. Nach '45 wird sie zum Ausweis, nicht alles mitgemacht zu haben.

Menschliche Universalität entfaltete sich im privaten Interesse: „wenn ich hier diesem Kriegsgefangenen ein Brot gebe, vielleicht tut das in Rußland eine andere Frau für meinen Hans.“

Menschlich gewesen zu sein, war nach '45 auch ein Aspekt der Entschuldigung. „Menschlich“ geblieben war auch der „gute Nazi“, dem man den „Persilschein“ ausstellte.

Politiker wurden oft weniger als Macher von Politik, sondern häufig (gerade von Frauen) als „Mensch“ beurteilt. „Adenauer hab' ich sehr geliebt; Schuhmacher war eine ganz große Größe...“, die wirklich verehrungswürdig auch ist. Das hat jetzt nichts damit zu tun, ob einer SPD ist oder CDU. Für mich ist der Mensch maßgebend.“ Z.T. werden familiäre Normen (ist er der Ehefrau treu oder untreu?) auf den Politiker übertragen. Wer die nicht einhält, ist für manche schlimmer desavouiert, als bei jeder politischen Schweinerei. Politische Propagandaschriften bedienen sich auch privat-familiärer bis hauswirtschaftlicher Termini. (Angesichts einer Frauenmehrheit zählten verstärkt Frauenwahlstimmen und man ging von einer größeren „Alltagsnähe“ von Frauen aus.) Eher eine Privatisierung des politischen Stils als eine Politisierung des Privaten fand statt, innerhalb derer Politik als Garant des privaten ruhigen und halbwegs saturierten Lebens akzeptiert war, und man solange dazu schweigen konnte, bis das Private und der Ethos des Privaten störend tangiert wurde.

Anmerkungen:

- 1 Lutz Niethammer (Hrsg.), *„Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute einsetzen soll.“ Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin, Bonn 1983.
ders. (Hrsg.), *„Hinterher weiß man erst, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.“ Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet*, Berlin, Bonn 1983.
ders. und Alexander von Plato (Hrsg.), *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten, auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern.“* Berlin, Bonn 1985.
Alexander von Plato, *„Der Verlierer geht nicht leer aus.“ Betriebsräte geben zu Protokoll*, Berlin, Bonn 1984.
- 2 vgl. z.B. Marshall Sahlins, *Kultur und praktische Vernunft*, Frankfurt am Main 1981.
- 3 Ich beziehe mich hier vor allem auf folgende Werke Bourdieus:
Pierre Bourdieu: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*, Frankfurt a.M. 1976.
ders.: *Zur politischen Ontologie Martin Heideggers*, Frankfurt a.M. 1976.
ders.: *Entwurf zu einer Theorie der Praxis*, Frankfurt a.M. 1979.
ders. u.a.: *Titel und Stelle. Über die Reproduktion sozialer Macht*, Frankfurt a.M. 1981.
ders.: *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt a.M. 1984.

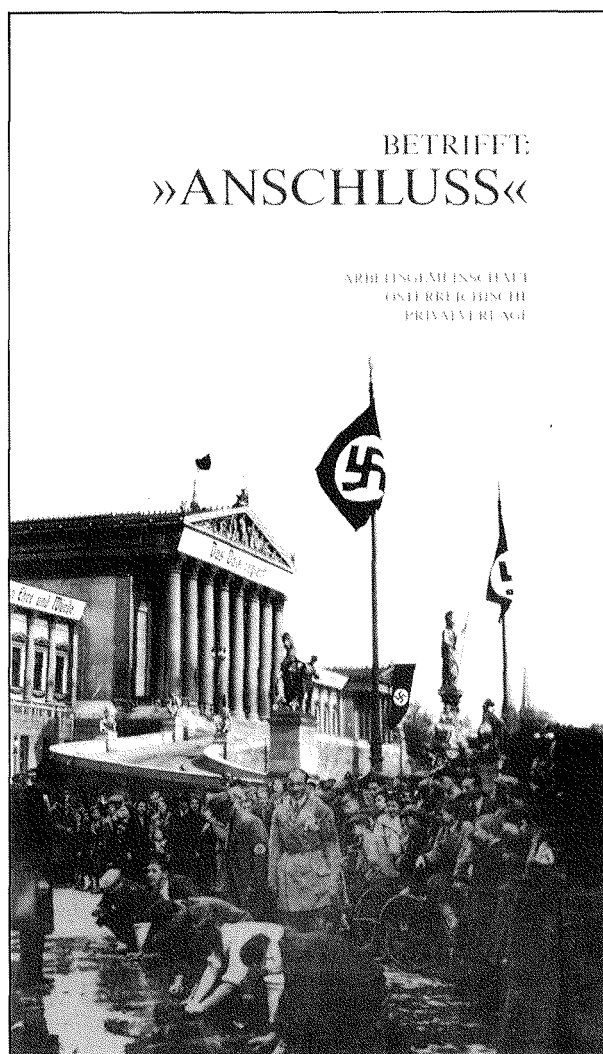
Diese Werke werden (in der angegebenen Reihenfolge) wie folgt zitiert: Soziologie...; Ontologie; Entwurf; Titel; La distinction.

- 4 „Der Habitus, dies Produkt von Geschichte, erzeugt entsprechend den von der Geschichte hervorgebrachten Schemata individuelle und kollektive Praxisformen – eben Geschichte.“ (Entwurf, S. 182).
- 5 „In der Tat bilden sie (die kollektiven Aktionen, d. Verf.) das Resultat einer *Konjunktur*, d.h. einer *notwendigen Verbindung* von Dispositionen mit einem objektiven Ereignis. Die politische – etwa revolutionäre – Konjunktur kann ihre auf eine bestimmte Stimulierung angelegte Aktion ... nur gegenüber jenen zur Geltung bringen, die dazu disponiert sind, ihr als solche Gestalt zu geben, insofern sie über einen bestimmten Typ von Dispositionen verfügen ... (Entwurf, S. 182 f.).
- 6 Der Begriff des „Irrtums“ ist dabei sehr ernst zu nehmen. Die Prozesse des sogenannten „code-shifting“ können – folgt man etwa den Interpretationen der Hexenverfolgungen als „Durchgangsstadium“ zur Rationalisierung sozialer Deutungsmuster – recht fatale Umwege wählen. Vgl. etwa Claudia Honegger (Hrsg.): Die Hexen der Neuzeit. Studien zur Sozialgeschichte eines kulturellen Deutungsmusters, Frankfurt a.M. 1978.
- 7 Statistisches Material hat gegenüber solchen Prozeßanalysen eher den statischen Charakter einer Momentaufnahme. Es ist deshalb hinzuziehen, aber nicht als alleiniges Material einer Sekundäranalyse zu nehmen. Das wird auch an Bourdieus Analysen selbst deutlich: die Analyse der „politischen Ontologie Martin Heideggers“, die Analysen um den Kampf um die Position des ehrbaren Mannes in der kabyllischen Gesellschaft, die Analyse des Abtes Suger und der Entstehung der gotischen Lichtmetaphysik – sie alle sind Analysen prozessualen Materials und lassen die Qualität des analytischen Instrumentariums deutlicher hervortreten als etwa „La distinction“ (deutsch unglücklich mit „Die feinen Unterschiede“ übersetzt), in der vor allem mit Statistiken gearbeitet wird.
- 8 Daraus folgt nicht unbedingt eine grundsätzliche Veränderung sozialer Strukturen. „Man muß von dem akademischen Gegensatz zwischen Beharrung und Veränderung Abschied nehmen, um zu begreifen, daß Reproduktion der Klassenstruktur nicht heißen muß: Verewigung der jeweils empirisch beobachtbaren sozialen Klassen als konkrete, durch die Gesamtheit ihrer substantiellen Eigenschaften definierte Gruppen. Bei der Sozialstruktur geht es darum, wie die einzelnen Kapitalarten (ökonomisches, soziales, symbolisches, Bildungskapital d.Verf.) zwischen Gruppen und Klassen verteilt sind, die sich in vielen Merkmalen durchaus ändern können, ohne daß das etwas an ihrer herrschenden oder beherrschten Position gegenüber den anderen Gruppen ändert. Deshalb kann die Reproduktion der Sozialstruktur durchaus die Form einer Strukturverlagerung annehmen...“ (Titel und Stelle, S. 71) Darin ist eine Kritik der Mobilitätstheorien enthalten, die mit dem Nachweis sozialer Mobilität schon eine soziale Veränderung in Richtung etwa einer Nivellierung annehmen.
- 9 Ontologie, S 7.
- 10 a.a.O., S 15.
- 11 Ontologie, S 89.
- 12 a.a.O., S. 43.
- 13 Soziologie..., S. 117.
- 14 a.a.O., S. 169f.
- 15 im Kapitel „Die Reine Philosophie und der Zeitgeist, Ontologie, S 41–75.
- 16 Soziologie..., S. 188.; Ontologie, S. 97.
- 17 Im Folgenden greife ich nicht nur Thesen aus dem Projekt „Lebensgeschichte und Sozialkultur“ auf, die in veröffentlichter Form vorliegen (Anm.1.). Seit 1984 arbeite ich in diesem und einem anderen Projekt (Nachkriegseliten in Nordrhein-Westfalen) mit. In der engen Zusammenarbeit mit Alexander von Plato und in Diskussionen mit Lutz Niethammer sind neue Thesen entstanden, die ich hier einbringe. Probleme im Inhalt und die Art der Präsentation habe selbstverständlich ich zu verantworten.
- 18 Nori Möding, „Die Stunde der Frauen?“ Politisch engagierte Frauen nach 1945, in: M. Broszat, D. Henke, H. Woller (Hrsg.), Von Stalingrad zur Währungsreform, München 1988
- 19 Distinction, S. 640.

IWK-BIBLIOTHEK:

Die Arbeitsgemeinschaft Österreichischer Privatverlage* hat mit der vorliegenden Publikation eine gute Idee verwirklicht. Aus 38 Büchern ihrer Produktion zum Thema „Anschluß“ hat sie längere und kürzere Ausschnitte mit Bildern und Kurzbiographien der Autoren zusammengefaßt. Der Zweck ist ein zweifacher. Zum einen erhält der Leser einen informativen Einblick in die Geschehnisse des „Anschlusses“ sowie in seine Vorgeschichte und in die Zeit der NS-Herrschaft in Österreich. Zum anderen soll der Almanach natürlich zur weiteren Lektüre und damit zum Kauf der Bücher anregen.

(Aus dem Vorwort von Erika Weinzierl)



* Aigner Verlag (Salzburg), Alekto Verlag (Klagenfurt), Ariadne Verlag (Wien), Verlag Christian Brandstätter (Wien), Verlag Droschl (Graz), Edition Neue Texte (Linz), Gangan Verlag (Graz), Verlag für Gesellschaftskritik (Wien), Hannibal Verlag (Wien), Haymon Verlag (Innsbruck), Junius Verlag (Wien), Löcker Verlag (Wien), Picus Verlag (Wien), Promedia Verlag (Wien), Ritter Verlag (Klagenfurt), Sessler Verlag (Wien), Sonderzahl Verlag (Wien), Tusch Verlag (Wien), Vintotheek Verlag (Graz), Wiener Frauenverlag (Wien), Wieser Verlag/Založba Wieser (Klagenfurt/Celovec), Wolfrum Verlag (Wien).

Heinz Gärtner

FRIEDENSFORSCHUNG UND KRIEGSURSACHEN *

Friedensforschung und Kriegsursachen sind zwei Seiten einer Medaille. Frieden ist nicht herstellbar, wenn die Ursachen von Krieg nicht bekannt sind. Man könnte den Titel daher auch umdrehen und sagen, daß Kriegsursachenforschung die Bedingungen für den Frieden analysiert. Friedensforschung und Kriegsursachenforschung sind demnach synonym.

Diese so selbstverständlich scheinende Schlußfolgerung ist bisher jedoch kaum in die Praxis der Friedensforschung eingeflossen; abgesehen von wenigen Forschern, die unter dem Schutz der Freiheit der Forschung an den Universitäten versuchen, die Ursachen der kriegerischen Auseinandersetzungen zu analysieren. Das hat mindestens zwei Gründe. Einmal liegt es an der Vielfältigkeit und Kompliziertheit der Kriegsursachenerklärungen. Theorien, die Kriege aus Macht- und Hegemoniekonkurrenz von Staaten ableiten, stehen neben solchen, die die Hauptursache von Kriegen in ökonomischen Asymmetrien und Unterprivilegierung sehen; wieder andere machen den Rüstungswettlauf für Kriege verantwortlich. Erweitert kann diese Liste werden um die Vorstellungen über Religionskriege, ethnische Auseinandersetzungen, ideologisches Selbstbewußtsein, Stellvertreterkriege und sozialpsychologische Erklärungsmuster (Angst, Aggression).

Andererseits hat der Ruf nach der Umsetzung der Forschungsergebnisse in die Praxis dazu beigetragen, daß sich Politik oft nicht die Mühe macht, Ursachen zu analysieren. Die Argumente, die von Praktikern der Politik gegen Ursachenanalyse vorgebracht werden, reichen von der „Praxisferne“ über „Unverständlichkeit“ bis zur „Theorielastigkeit“ – Argumente, die übrigens auch aus der Friedensbewegung zu hören waren. Gefordert wird „operative Forschung“ zur „Transformation“ bzw. Lösung von Konflikten.

Methoden der Konfliktregelung

Wenn man sich nicht mit den Ursachen von Krisen und Konflikten beschäftigt und gleich an von staatlichen Interessen bestimmte Lösungen herangeht, sind die Methoden der Konfliktregelung oder Konflikttransformation einfacher anzuwenden. Es sind dies a) militärische „Konfliktlösung“, b) Verhandlungsstrategien und Konferenzen, c) Krisenmanagement.

Das Resultat der *militärischen „Konfliktlösung“* (a) ist Abschreckung und Intervention. Beide bringen im Interesse der sie jeweils ausübenden und durchführenden Elite positive Resultate im Sinne von Frieden

nach innen und Sicherheit nach außen. Es ist dies immer der Friede der Hegemonialmächte: Pax Romana, Pax britanica, Pax Americana, Pax Russica Abschreckungsfriede und militärische Intervention werden zumeist nicht als Widerspruch gesehen. Es waren aber gerade auch die Atomkräfte, die die Hälfte der ca. 150 Kriege nach 1945 als Interventionskriege führten.

Nukleare Abschreckung verhindert die Art von Kriegen nicht, die der Sicherung von Hegemonialpositionen dienen. Es ist auch keineswegs sicher, welchen Beitrag nukleare Abschreckung für den Frieden zwischen den Supermächten geleistet hat. Es reicht keineswegs aus, die Existenz von Frieden auf die Existenz von Nuklearwaffen zurückzuführen. Aus der Tatsache, daß zwei Faktoren existieren, kann noch nicht einer Ursache-Wirkung Verhältnis abgeleitet werden. Wissenschaft hat hier vorsichtiger zu sein. Die Heranziehung weiterer Faktoren zeigt, daß dieser Schluß keineswegs zwingend ist: Die politischen Verhältnisse waren seit 1945 in Europa relativ stabil, die Einflußsphären wurden nicht angetastet. Diese Situation war bereits gegeben, bevor man seit Mitte der 60er Jahre von gegenseitiger nuklearer Abschreckung sprechen kann. Auch danach hat es keine politische Krise gegeben, die einen Krieg hätte auslösen können. Man kann natürlich wissenschaftlich nicht nachvollziehen, wie sich die Welt ohne Nuklearwaffen entwickelt hätte. Eines ist jedenfalls sicher, daß der Beitrag der Nuklearbewaffnung zur Friedensbewahrung geringer ist als angenommen.

Die Friedensforschung hat aber auch herausgefunden, daß 82 Prozent der Rüstungswettläufe zu Kriegen führen. Damit ist noch nicht gesagt, daß die dem Abschreckungsdenken innewohnende Aufrüstungstendenz zum Krieg führen muß (18 Prozent der Rüstungswettläufe haben nicht zum Krieg geführt), aber auch ihre destabilisierenden Tendenzen sollen nicht übersehen werden.

Rüstung ist nicht die Ursache von Krieg, obwohl Krieg ohne Waffen nicht vorstellbar ist. Die Tatsache, daß gerüstet wird, zeigt, daß der Konfliktgegenstand weiter vorhanden ist.

Die Erkenntnis, daß im Aufrüstungsprozeß eine destabilisierende Tendenz innewohnt, hat zum *Rüstungskontrollprozeß* (b) geführt. Durch Verhandlungen und Abkommen soll der Aufrüstungsprozeß gesteuert und unter Kontrolle gehalten werden. Auch hier bleiben die Ursachen von Rüstung unbekannt. Rüstungskontrollverhandlungen brachten keine Abrüstung. Abkommen ließen genügend Lücken, sodaß die Aufrüstung weitergehen konnte. Das Atomteststoppabkommen von 1963 verbot nicht die unterirdischen Tests, die seit damals sprunghaft zunahmen; die SALT-Abkommen legitimierten qualitative Aufrüstung und Mehrfachsprengköpfe usw..

Rüstungskontrolle basiert auf dem Gleichgewichtsdenken. Das diesem Denken zugrundeliegende Aktions-Reaktions-Schema kann den Aufrüstungsprozeß nicht ausreichend erklären. Aufrüstung ist ein eigendynamischer Prozeß, der erst in zweiter Linie danach fragt, welche und wieviel Waf-

* Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe „Zur Situation der Friedensforschung in Österreich“, gehalten am 15. April 1986.

fen der andere besitzt. In erster Linie geht es darum, das eigene System perfekt zu machen und gegen alle möglichen Fälle abzusichern. Nicht was der andere hat ist wichtig, sondern die Frage, wo mein System Schwächen hat. Kafka hat in einem Essay ein Tier beschrieben, das einen Sicherheitgang durch Ausbessern von Lücken immer vergrößert, wodurch immer mehr Lücken entstehen usw.. Lücken im Rüstungsbereich sind immer zu finden: Bomberlücken, Raketenlücken, Anti-Raketen Raketen-Lücken, Lücken bei den strategischen, bei den taktischen, bei den konventionellen Waffen, Lücken auf dem Boden, unter Wasser, in der Luft, im Weltraum etc..

Auch bei Rüstungskontrolle kann man nicht sagen, welche Entwicklung der Aufrüstungsprozeß genommen hätte, hätte es sie nicht gegeben. Mit Sicherheit kann dieses Instrument, das nicht nach Ursachen fragt, Aufrüstung nicht in Abrüstung umkehren.

Konferenztätigkeit hat sich verselbständigt. Verhandelt wird vielfach nicht mehr, um ein Ziel zu erreichen, sondern um originelle und vielleicht öffentlichkeitswirksame Vorschläge unterbreiten zu können. Das gilt auch für kleine Länder (z.B. einen Verifikationssatelliten für Neutrale). Soziale Wirklichkeit reduziert sich auf Konferenzgeschehen oder nur mehr das Gespräch beim kalten Buffet. Nur allzuoft ist diese Wirklichkeit gemeint, wenn von Friedensforschern Praxisbezug gefordert wird. Soziale Wirklichkeit außerhalb der Spitzengremien wird immer seltener wahrgenommen.

Krisenmanagement (c), ein politisch durchaus sinnvolles Instrument zur Kriegsverhinderung, hat zumeist den Nachteil, daß es, wenn überhaupt, lediglich auf organisatorische Strukturen aufbauen kann. Der Ablauf erfolgt dann spontan und ad hoc. Wenn Erfahrungswerte herangezogen werden, sind es solche, die Entscheidungsträger des eigenen Landes in einer früheren historischen Phase gemacht hatten (in den USA z.B. die Kuba Krise von 1962, in Österreich etwa Ungarn 1956). Oder man nimmt das eine oder andere Beispiel aus der Geschichte, um eigene Absichten zu begründen. So ist von Politikern immer wieder die Formel „München 1938“ bemüht worden (bei der Bombardierung Nordvietnams ebenso wie zur Begründung gegen einseitige Abrüstungsschritte).

Die Entscheidungsträger orientieren sich an den eigenen konkreten nationalen Interessen und sie sind sich bewußt, daß ihre Handlungen Gegenmaßnahmen herausfordern, berücksichtigen vielleicht noch die vitalen Interessen des Gegners, und sie handeln vor allem unter Zeitdruck.

Wissenschaft kann auch nicht hellsehen, sie kann nicht vorhersagen, wo und zu welchem Zeitpunkt Krisen ausbrechen – das können Geheimdienste viel besser, obwohl auch die oft genug irren (z.B. die amerikanischen im Iran und die sowjetischen in Süd-jemen). Wissenschaft aber könnte Entscheidungen auf eine breitere Basis stellen, Erfahrungswerte anderer Krisen heranziehen und vor allem verallgemeinerbare Krisenbedingungen formulieren.

Die Krisenforschung hat gezeigt, daß es für präventive Krisenverhinderung keineswegs ausreicht, aufzurüsten, abzuschrecken und zu drohen, es sind vor allem die inneren Probleme eines Staates, die ihn dazu veranlassen, eine Krise hervorzurufen. Zwei Drittel der gefährlichsten Krisen („brinkmanship crises“) der Nachkriegszeit wurden von Staaten provoziert, die dem jeweiligen Gegenüber militärisch unterlegen waren. Wenn dann Entscheidungen zugunsten eines Krieges gefallen sind, dienen Zwischenfälle lediglich der Rechtfertigung (Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Polen 1939, Tongking-Zwischenfall 1964, Konflikt am Schatt-al-Arab) als Anlässe für Kriege. Sie sind aber nicht die Ursachen, wie vorgegeben wird.

Die Verantwortung der Politik

Allen drei politisch-militärischen Strategien ist gemeinsam, daß sie dem sie verfolgenden Staat bestimmte kurz- bis mittelfristige Erfolge ermöglichen: Demonstration von Stärke und Einflußsicherung durch Abschreckung und Intervention, Information und Anerkennung durch Teilnahme an Konferenzen und Verhandlungen, Chancen der Verhinderung von kriegerischen Auseinandersetzungen im letzten Moment durch erfolgreiches Krisenmanagement.

Nun könnte man sagen, daß das doch schon sehr viel ist. Hat nicht auch die Friedensforschung immer wieder betont, daß nicht die Konflikte den Frieden gefährden, sondern die zerstörerischen Formen der Austragung. Das ist zweifelsohne richtig. Wenn aber bestimmte Konstellationen im inner- und zwischenstaatlichen Verhältnis zu kriegerischen Handlungen führen, so ist es genauso richtig, daß für die Herstellung von friedlichen Bedingungen oben dargestellte Strategien in vielen Fällen erst gar nicht notwendig sind. Ein Beispiel aus der Medizin soll diesen Gedanken verdeutlichen: Ohne die Ergebnisse der Heilmittelmedizin geringschätzen zu wollen, wie die Entwicklung von Sulphonamiden, Antibiotika, Penicillin etc., aber es war die Präventivmedizin, die die schweren Krankheiten, wie Infektionskrankheiten, Cholera, Kinderlähmung, Kindersterblichkeit, Tuberkulose etc. erfolgreich bekämpft hat. (Aber die medizinische Wissenschaft ist auch schon viel älter als die Friedensforschung!)

Es geht nun nicht darum, daß die Entscheidungsträger daran gehen sollten, die Welt nach den Vorstellungen der Friedensforscher zu gestalten – es wäre dies wegen der Gegensätzlichkeit der Vorschläge die kriegerischste aller Welten. Es geht darum, daß die Kenntnis von bestimmten Zusammenhängen, die nicht unmittelbar praxisrelevant sind, Entscheidungsträger davor bewahren könnten, bestimmten Entwicklungen nachzugeben, aus denen es kein Zurück mehr gibt.

Es ist dies zum Beispiel die Erkenntnis, daß militärische Stärke Kriege nicht verhindern kann. Die meisten Kriege werden von Ländern, die sich in einer militärisch schwächeren Position befinden als ihre Gegner, begonnen. Das gilt für das Deutschland vor

dem Ersten Weltkrieg, als 1914 seine militärische Stärke bereits zur Neige ging ebenso wie für das Deutschland Hitlers, das erst 1943 seine volle militärische Stärke erreicht hätte und zu Kriegsbeginn schwächer war als die ersten Kriegsgegner. Das gilt auch für Japans Angriff auf Pearl Harbour. Bei allen arabisch-israelischen Kriegen wußten die arabischen Länder um die überlegene Militärtechnologie Israels, und wäre Argentiniens Besetzung der Malvinen/Falklandinseln einen Monat später erfolgt, hätte Großbritannien seine Überseekriegsschiffe bereits verkauft oder verschrottet. Dieses Prinzip gilt auch für fast alle Befreiungskriege. Kriegsbereitschaft ist weniger mit militärischen Kräfteverhältnissen als vielmehr mit politischen Überlegungen zu erklären. Interventionskriege von Großmächten finden gerade in den Ländern statt, die zum Einflußbereich der intervenierenden Großmacht zählen, um bestehende Bedingungen nicht zu verlieren. Es ist nicht das militärische „Vakuum“, das zur Intervention herausfordert, sondern eine zu enge politische Bindung. Das sind Erkenntnisse, die Regierenden von kleineren Ländern nicht verborgen bleiben sollten.

Wie viele Fehlentscheidungen wurden getroffen, weil auf seiten des Westens das sowjetische Regime mit der Diktatur Hitlerdeutschlands gleichgesetzt und die verschiedenen Spielarten des Kommunismus nicht erkannt wurden? Genausowenig wie die Gesellschaften des Westens an sich imperialistisch und kriegerisch sind, sind ihre Demokratien per se friedlich. Interventionskriege werden da wie dort geführt.

Wenn man auch unterstellt, daß es die Herrschenden in den genannten Fällen besser gewußt hätten und aus machtpolitischen Kalkülen nicht anders gehandelt haben, so bleibt es Pflicht der Wissenschaft, auf von der Politik verschwiegene Zusammenhänge hinzuweisen.

An diesem Punkt kommen wir zum Kern des Problems von Verhältnis Wissenschaft und Politik. Meist haben die politisch-administrativen Eliten gar kein Interesse an Wissenschaft. Sie erwarten von der Friedensforschung eine mit Daten und Zitaten untermauerte Legitimation von Entscheidungen, die aus ganz anderen Motiven gefällt werden. Beamte und Funktionäre von Parteien und Verwaltung neigen zur Instrumentalisierung von Wissenschaft, die der Bestätigung ihrer Ideen und Vorschläge, die nicht selten aus Gründen der eigenen Profilierung vorgetragen werden, dienen soll.

Die Verantwortung der Wissenschaft

Die Wissenschaft selbst ist keinesfalls frei von Verantwortung für diese Entwicklung. Sie hat sich seit jeher auf das eingelassen, was von der Politik gefordert wurde.

Wissenschaftler haben aus dem Hexenwahn die Dämonlehre gemacht. Thomas von Aquin, dem das Verdienst zufällt, als einer der ersten die Berechtigung des Wissens neben dem Glauben erkannt zu haben, benutzt die Wissenschaft, um der herrschen-

den päpstlichen Lehre vom Hexenwahn die Begründung zu liefern. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Rassenwahn der Nationalsozialisten. Es fanden sich genügend Anthropologen und Rassenforscher, die dem Antisemitismus mit Hilfe der Rassenlehre und der Rassentheorie einen wissenschaftlichen Anstrich gaben.

Aus Gründen der Abhängigkeit, des Opportunismus und der Eigenlegitimation nahmen Wissenschaftler immer wieder politisch vorherrschende Trends auf und lieferten die wissenschaftliche Begründung. Es gibt kein Thema, wofür sich nicht Wissenschaftler finden würden, eine wissenschaftliche Legitimation zu formulieren. Abschreckung und SDI sind Beispiele aus der Friedensforschung. Brecht hatte recht, wenn er sagte: „Wissenschaftler sind ein erfinderisches Geschlecht von Zwergen, die man für alles mieten kann“.

Je enger die Verflechtung von Staat und Wissenschaft ist, desto stärker ist auch der Opportunismus und die Abhängigkeit der Wissenschaftler. Sozialwissenschaft wird in letzter Konsequenz zur Zitatensammlung von Politikern, wie das von vielen sowjetischen Publikationen bekannt ist. Es ist vorstellbar, daß diese Form der Wissenschaft auch vielen Politikern und Beamten in Österreich die liebste wäre. Sie ist der deutlichste Ausdruck der „herrschenden Wirklichkeit“, der Wirklichkeit, die herrscht. Diese Art der Wissenschaft kommt auch dem geforderten Praxisbezug am nächsten. Sie wird zu subalternen Beamtenarbeit. Sie ist die Bestätigung des immer schon Bestehenden, von der Kant sagt, daß „alles verloren ist, wenn die empirischen und daher zufälligen Bedingungen der Ausführung des Gesetzes zu Bedingungen des Gesetzes selbst gemacht, und so eine Praxis, welche auf einen nach bisheriger Erfahrung wahrscheinlichen Ausgang berechnet ist, die für sich selbst bestehende Theorie zu meistern berechtigt wird.“ (aus: „Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis.“).

Eine Friedensforschung, die keine Distanz zur Politik einer Regierung, einer Partei oder auch einer Friedensgruppe mehr kennt, wird Friedensideologie. Beschreibung des Alltagsgeschäftes ist aber die Forderung von Politik und Verwaltung an die Wissenschaft.

Der wertende Praxisbezug, von der kritischen Wissenschaft in den sechziger Jahren selbst angestrebt, verkehrt sich ins Gegenteil. Nicht eigene Werte fließen in die Praxis, sondern positiv bewertet werden soll herrschende Praxis. Der vielgeschmähte Elfenbeinturm bietet noch am ehesten Schutz vor Vereinnahmung und ermöglicht die notwendige kritische Distanz. Durchlässig muß dieser Elfenbeinturm insofern sein, als er Fragestellungen und Probleme, die aus der Gesellschaft und Politik kommen, ermöglicht – Kontakte mit Ministerien und Parteien sind daher unerlässlich. Die Ergebnisse sollten aber nicht gleich mitgeliefert werden.

Friedensforschung muß auch die Möglichkeit haben, herrschende Strukturen als kriegerisch zu benennen. Es muß auch eine Friedensforschung erlaubt sein, die danach fragt, ob der Krieg integraler

Bestandteil nationalstaatlicher Herrschaft ist, ob denn Nationalstaatsbildungen nicht bereits in ihrer Genese Militärstaatsbildungen sind. Ist nicht in unserem internationalen System regionales und globales Hegemonialstreben immanent, das immer wieder zu kriegerischen Entladungen führt? Die Analyse von aufstrebenden und fallenden Hegemonialmächten scheint dafür zu sprechen.

Die Frage nach dem handelnden Subjekt

Wenn Friedensforschung einen Beitrag zur Kriegsverhütung leisten will, dann muß sie sich auch an Regierungen, Parteien und gesellschaftliche Gruppen und Strömungen wenden. Sie muß aber auch aussprechen, wenn Regierungen und Staaten zur Friedensschaffung nicht in der Lage oder selbst die Ursache von Kriegen sind. Oft bedingen sich Lernunfähigkeit und Lernunwilligkeit gegenseitig. In langfristiger Perspektive entstehen immer wieder kriegsträchtige Konstellationen, die sich scheinbar bewußter Planung und Steuerung entziehen. Quantitative empirische Untersuchungen haben gezeigt, daß die Kriegsverteilung seit 1816 – unabhängig von Gesellschaftsordnung und Regierung – einer Zufallsverteilung entspricht. Diese bestürzende Regelmäßigkeit, die auf Lernunfähigkeit von Nationalstaaten und Regierungen hindeutet – sei es jetzt in subjektiver Form Lernunwilligkeit oder sei es eine objektive Gesetzmäßigkeit nationalstaatlicher Ordnung – wirft erneut die Frage nach dem handelnden Subjekt in der Geschichte auf.

Zusammenfassung

Der Friedensforschung kommt die Aufgabe zu, Kriegs- und Konfliktursachen aufzudecken und Konfliktlösungen auszuarbeiten. Zugleich hat sie aber an Gesellschaft und Politik Kritik zu üben, wenn deren Verhalten auf kriegerische und gewaltsame Konfliktlösungen zustrebt.

Wegen ihrer kritischen Funktion wird der Friedensforschung von seiten der Politik oft Mißtrauen entgegengebracht. Politik hat die Neigung, unwillkommene Informationen nicht anerkennen zu wollen. Der Überbringer der schlechten Nachricht wird nicht mehr erschlagen, aber ein System von Abhängigkeiten verhindert, daß die Botschaft der kritischen Friedensforschung von den politischen Entscheidungsträgern gehört wird. Das von Habermas vorgeschlagene Modell der „herrschaftsfreien Kommunikation zwischen Wissenschaft und Politik“ scheitert bislang daran, daß letztere herrscht und erstere frei von Herrschaft ist.

ZEITSCHRIFTEN IN DER IWK-BIBLIOTHEK:

MEDIEN & ZEIT 1/1988

Das Heft mit dem Thema „EXIL“ enthält u.a. folgende Beiträge:

Arnulf Kutsch (Münster): Deutsche Zeitungswissenschaft und Emigration 1933–45

Hanno Hardt (Iowa): Exilpublizistik in der amerikanischen Mediengeschichte – Eine ideologiekritische Bilanz

Irene Etzersdorfer (Wien): Die Anschlußfrage in der sozialdemokratischen Exilzeitschrift „Kampf“ 1938

Rudolf Holzer (Wien): Österreichische Exiljournalisten in Skandinavien 1938–45

Fritz Hausjell (Wien): Interview mit dem nach 1938 in Österreich gebliebenen Journalisten *Milan Dubrovic* über seine Freunde im Exil

Umfrage unter österreichischen Exiljournalisten. Mit Antworten der Zeitzeugen *Georg Auer* (Wien), *Robert Breuer* (New York), *Erich Derman* (Wien), *Friedrich Fuchs* (Wien) und *Egon Michael Salzer* (Lidingö).

BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History

BIOS stellt für Interessenten außerhalb und innerhalb der Wissenschaft Fragen der Erhebung, der Dokumentation und der Auswertung lebensgeschichtlicher Zeugnisse zur Diskussion.

Heft 1 (erscheint Anfang April) enthält u.a. folgende Beiträge:

Kurt Röttgers: Narrativistische Geschichtstheorie. „Die Erzählbarkeit des Lebens“

Charlotte Heinritz: Literaturüberblick über einschlägige Publikationen aus der Biographieforschung und der Oral History 1978–1987, Teil 1

Anne Eriksen: Länderüberblick – Autobiographische Sammlungen in Skandinavien

Hans Joachim Schröder: Archiv für alltägliches Erzählen im Hamburger Institut für Volkskunde

Heft 2 (erscheint im Herbst 1988) hat den Schwerpunkt „Geschichte in der Lebensgeschichte“ und enthält Beiträge zu folgenden Themen:

1. Biographische Erlebnisse und Erfahrungen der Vorkriegs- und der Kriegszeit
2. Intergenerationelle Tradierungen des Nationalsozialismus
3. Biographische Konstruktionen der Nachkriegszeit
4. Projektskizzen

Peter Ulrich Lehner

DER ZUSAMMENHANG VON NATUR, MENSCH UND GESELLSCHAFT *

Über „materialistische Geschichtsauffassung“ bei Friedrich Engels und Karl Marx

„Die große Grundfrage aller ... Philosophie ist die nach dem Verhältnis von Denken und Sein ... des Geistes zur Natur ... Diejenigen, die die Ursprünglichkeit des Geistes gegenüber der Natur behaupteten, also in letzter Instanz eine Welterschöpfung irgendeiner Art annahmen ..., bildeten das Lager des Idealismus. Die anderen, die die Natur als das Ursprüngliche ansahen, gehören zu den verschiedenen Schulen des Materialismus ...

Der Philister versteht unter Materialismus Fressen, Saufen, Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen, Geldgier, Geiz, Habsucht, Profitmacherei, Börsenschwindel, kurz, alle die schmierigen Laster, denen er selbst im stillen frönt; und unter Idealismus den Glauben an Tugend, allgemeine Menschenliebe und überhaupt eine ‚bessere Welt‘, womit er vor andern renommirt, woran er selbst aber höchstens glaubt, solange er den auf seine gewohnheitsmäßigen ‚materialistischen‘ Exzesse notwendig folgenden Katzenjammer oder Bankerott durchzumachen pflegt und dazu sein Lieblingslied singt: Was ist der Mensch – halb Tier, halb Engel.“

Friedrich Engels

„Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“ (1)

Der philosophische Materialismus als Vorgangsweise „zur Erklärung der Welt ohne fremden Eingriff“² muß auch zur Erklärung seiner selbst an dieser Welt ansetzen. Und erst recht muß dies der historische Materialismus tun, der sich der „Bedingtheit durch die Umstände“³ bewußt ist, unter denen er zustandegekommen ist; der „die letzten Ursachen aller gesellschaftlichen Veränderungen und politischen Umwälzungen ... nicht in den Köpfen der Menschen, in ihrer zunehmenden Einsicht in die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern in Veränderungen der Produktions- und Austauschweise, ... nicht in der Philosophie, sondern in der Ökonomie der betreffenden Epoche“⁴ aufspürt sowie „die Mittel zur Beseitigung der entdeckten Mißstände ... nicht etwa aus dem Kopf zu erfinden, sondern vermittels des Kopfes in den vorliegenden materiellen Tatsachen der Produktion zu entdecken“⁵ bemüht und erfolgreich ist.

Die gesellschaftlichen Voraussetzungen

Karl Marx kam im Jahre 1818 zur Welt und lebte bis 1883. Friedrich Engels Lebensspanne währte von 1820 bis 1895. Im und um den Zeitraum ihres Lebens trugen sich in der stofflichen Lebenswirklichkeit tiefreichende Veränderungen zu:

● Die „Biomasse Mensch“ vermehrte sich mit zuvor ungekannter Geschwindigkeit. Die Weltbevölkerung hatte sich zwischen 1650 und 1850 von 555 auf 1171 Millionen Menschen mehr als verdoppelt. Die Bevölkerung Europas wuchs allein von 1800 bis 1850 von 188 auf 266 Millionen um mehr als 40 Prozent an.⁶ Dieses „Biomassewachstum“ begründete einen vermehrten Bedarf an Lebensmitteln sowie anderen Gebrauchswerten und damit die Notwendigkeit einer wirksameren Art der Umwandlung der äußeren Natur durch die Menschen in einen für sie ver- und gebrauchsfertigen Zustand.

● Daraus ergaben sich Anstöße für naturwissenschaftliche Erkenntnisse und ihre praktische Umsetzung sowie Ansatzpunkte für das Greifen technischer Erfindungen, die bald zur Anwendung für die Massenfertigung ausreichten. Bedeutsamstes technisches Ereignis war die Ausbreitung der Dampftechnologie, die das vorige Jahrhundert und damit die Lebensspanne von Engels und Marx prägte.

● Dadurch wurden immer mehr Menschen in einen unerläßlichen Aufklärungs- und Erkenntnisvorgang miteinbezogen, der die handlungsbewegende Bewußtwerdung des eigenen Seins zusätzlich begünstigte. In Engels' und Marx' Lebensspanne trug sich die größte Revolution des vorigen Jahrhunderts zu, die europäische Revolution von 1848. Sie warf jene Fragen nach ihren Ursachen auf, denen die beiden in zahlreichen Schriften und in ihrem Hauptwerk „Das Kapital“ nachgingen.

Der historische Materialismus

Der Bewußtwerdungs Vorgang warf seine Schatten voraus. Er setzte zuerst dort ein, wo das Denken – das, „so übersinnlich es erscheint, das Erzeugnis eines stofflichen, körperlichen Organs, des Gehirns ist“⁷ – am geübtesten war, in der Philosophie. So bildeten sich in der Philosophie schub- und schrittweise die Bestandteile des historischen Materialismus heraus:

● die *Stofflichkeit* der Natur als vielfältige Gesamtheit, die „das Bild einer unendlichen Verschlingung von Zusammenhängen und Wechselwirkungen“⁸ bietet, und die über

● die *Sinnlichkeit* für die Menschen erfahrbar ist, indem „das Glatte, Rauhe, Kantige ... ebenso an der Spitze des tastenden Fingers wie, unverkennbar, an dem Berührten selbst, ... der Tastsinn ... dumpf und scharf, inwendig und auswendig zugleich“ ist, der „das Leibhafte sozusagen nach zwei Seiten“⁹ hat, aber durch

● die *Tätigkeit*, „worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt“ und „er ... dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber“ tritt¹⁰, von den Menschen angeeignet werden muß, worin sich

● die *Gesellschaftlichkeit* der Menschen erweist, deren „Gesellschaft ... das Produkt des wechselseitigen Handelns der Menschen“¹¹ ist und deren „gesellschaftliche Gliederung ... beständig aus dem

* Vortrag im Rahmen des Seminars „Probleme des Materialismus“, gehalten am 5. März 1987.

Lebensprozeß ... hervor"geht¹², und woraus sich
 ● die *Bewußtheit*, das „Bewußtwerden des Menschen über sich als Gesellschaftswesen, über den Menschen als – gleichzeitiges – Subjekt und Objekt des gesellschaftlich-geschichtlichen Geschehens“¹³, und damit das „Bewußtsein ... als das bewußte Sein“¹⁴ ergibt, die in

● die *Geschichtlichkeit* mündet, in die Erkenntnis der Welt „als ein Komplex von Prozessen, worin die scheinbar stabilen Dinge nicht minder wie ... die Begriffe eine ununterbrochene Veränderung des Werdens und Vergehens durchmachen, in der bei aller scheinbaren Zufälligkeit und trotz aller momentaner Rückläufigkeit schließlich eine fortschreitende Entwicklung sich durchsetzt.“¹⁵

In diesen seinen Bestandteilen prägte sich der historische Materialismus als umfassende Wissenschaft über den Zusammenhang von Natur, Mensch und Gesellschaft aus. „Dank der einfachen Tatsache, daß jede neue Generation die von der alten Generation erworbenen Produktivkräfte vorfindet, die ihr als Rohmaterial für neue Produktion dienen, entsteht ein Zusammenhang in der Geschichte der Menschen, entsteht die Geschichte der Menschheit, die um so mehr Geschichte der Menschheit ist, je mehr die Produktivkräfte der Menschen und infolge dessen ihre gesellschaftlichen Beziehungen wachsen.“¹⁶

Der historische Materialismus erkennt „die Welt als einen Prozeß, als einen in einer geschichtlichen Fortbildung begriffenen Stoff“¹⁷, dessen Ergebnis er selbst war. Daraus ergibt sich das Vermeiden eines End-Gültigkeitsanspruchs. Der historische Materialismus ist damit offen für schöpferische Weiterentwicklungen auf Grundlage seiner laufenden Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Die Welt als Entfaltung eines geistigen Grundsatzes

Der historische Materialismus, auch materialistische Geschichtsauffassung genannt, wurde von Friedrich Engels und Karl Marx durch Loslösung von der idealistischen Philosophie und durch ihre Kritik an einer Auffassung von Materie entwickelt, die in deren Bewegung nur das mechanische Wirken von Naturkräften sah. Daher bildeten sie zunächst ihren materialistischen Standpunkt, und diesen in der Gegnerschaft zur idealistischen Philosophie aus.

Als einer ihrer Hauptvertreter wirkte Friedrich Hegel (1770 bis 1831) noch zu Lebzeiten von Engels und Marx. Für Hegel stellte sich die Welt als die Entfaltung eines geistigen Prinzips dar, das sich – vom Widerspruch getrieben – in seiner höchsten Vollenendung als Weltgeist selbst faßte:

„Der Geist eines Volkes ist also zu betrachten als die Entwicklung des Prinzips, das in die Form eines dunklen Triebes eingehüllt ist, der sich herausarbeitet, sich objektiv zu machen strebt. ... Weil er Geist ist, läßt er sich nur geistig, durch den Gedanken fassen ... Er allein ist es, der in allen Taten und Richtungen des Volkes sich hervortreibt, der sich zu seiner

Verwirklichung, zum Selbstgenusse und Selbsterfassen bringt.“¹⁸

„Denn der Gedanke ist das Allgemeine, die Gattung, die nicht stirbt, die sich selbst gleich bleibt. Die bestimmte Gestalt des Geistes geht nicht bloß natürlich in der Zeit vorüber, sondern wird in der selbst wirkenden, selbst bewußten Tätigkeit des Selbstbewußtseins aufgehoben. ... Der Gegensatz, worein der Geist mit dem niedern Prinzip tritt, der Widerspruch, führt zum Höhern. ... Dieser Prozeß, dem Geiste zu seinem selbst, zu seinem Begriffe zu verhelfen, ist die Geschichte. ... Der Geist ist frei; und sich dies sein Wesen wirklich zu machen, diesen Vorzug zu erreichen, ist das Bestreben des Weltgeistes in der Weltgeschichte. ... Sondern der Weltgeist schreitet aus niedern Bestimmungen zu höhern Prinzipien, Begriffen seiner selbst, zu entwickelteren Darstellungen seiner Idee vor.“¹⁹

Doch ist der Hegelsche Weltgeist, wie wohl durch den Widerspruch vorangetrieben und in der Vernunft ausgedrückt, noch immer etwas absolut Göttliches: „Daß in den Begebenheiten der Völker ein letzter Zweck das Herrschende, daß Vernunft in der Weltgeschichte ist – nicht die Vernunft eines besonderen Subjekts, sondern die göttliche, absolute Vernunft –, ist eine Wahrheit, die wir voraussetzen; ihr Beweis ist die Abhandlung der Weltgeschichte selbst: Sie ist das Bild und die Tat der Vernunft.“²⁰

Mit den Gesichtspunkten Gegensatz und Widerspruch („Dialektik“) wurde der Grundsatz der Bewegung und der Fortentwicklung in der philosophischen Erklärung der Welt verankert.

Die Materie als mechanischer Vorgang

Die Bewegung als die mechanische Wirkung von Naturkräften war schon vor Hegel zu einem Gegenstand der Philosophie geworden, aber als etwas dem Naturstoff Innewohnendes, nicht durch Widerspruch Getriebenes. Die Entwicklung des historischen Materialismus erfolgte auch als Kritik an einer bloß mechanisch (miß-)verstandenen, außermenschlich bleibenden Natur, wie sie beispielsweise Heinrich Holbach (1723 bis 1789) dargelegt hat:

„Wenn wir unter Natur einen Haufen toter, eigenschaftloser, rein passiver Stoffe verstehen, werden wir ohne Zweifel gezwungen sein, das Prinzip der Bewegung außerhalb dieser Natur zu suchen; wenn wir aber unter der Natur das verstehen, was sie wirklich ist, ein Ganzes, dessen verschiedene Teile verschiedene Eigenschaften haben, die dann diesen Eigenschaften entsprechend tätig sind, die in fortwährender Aktion und Reaktion aufeinander sind, die Gewicht haben, die nach einem gemeinsamen Zentrum gravitieren, während andere sich entfernen, um sich nach der Peripherie zu bewegen, die sich anziehen und abstoßen, die sich vereinigen und sich trennen, und die durch ihre fortgesetzten Zusammenstöße und Wiedervereinigung alle Körper, die wir sehen, erzeugen und zersetzen, dann zwingt uns nichts, zu übernatürlichen Kräften zurückzugehen, um uns von der Bildung und der Phänomene, die wir sehen,

Rechenschaft zu geben.“²¹

„Für uns ist die Materie das, was unsere Sinne in irgendeiner Weise affiziert; und die Eigenschaften, welche wir den verschiedenen Materien zuschreiben, sind in den verschiedenen Eindrücken ..., welche sie in uns erzeugen, begründet.“²²

„Da der Mensch, welcher Materie ist und Ideen nur von der Materie hat, die Fähigkeit zu denken besitzt, so kann die Materie denken oder ist einer eigentümlichen Modifikation fähig, die wir Gedanke nennen ... (und) das Resultat einer dem Tier eigentümlichen Anordnung, Verbindung ist, sodaß eine tote empfindungslose Materie tot zu sein aufhört und empfindungsfähig wird, wenn sie sich ‚animalisiert‘, das heißt, wenn sie sich mit einem Tier vereinigt und identifiziert.“²³

Mit der Frage nach der Denkfähigkeit der Materie wurde das erkenntnisleitende Interesse nach der stofflichen Begründetheit vom Geist ausgerichtet und damit die Diesseitigkeit des Denkens in den Bereich des Denkbaren gerückt.

Denken als sinnlich-menschliche Eigenschaft

Zur Diesseitigkeit des Denkens, weil menschliche Eigenschaft, und damit zum Menschen beziehungsweise zur Alltagswirklichkeit leitete auch Ludwig Feuerbach (1804 bis 1872) hin, ein Zeitgenosse von Engels und Marx:

„Der Mensch unterscheidet sich keineswegs nur durch das Denken von dem Tier. Sein ganzes Wesen ist vielmehr ein Unterschied vom Tiere. Allerdings ist der, welcher nicht denkt, kein Mensch, aber nicht, weil das Denken die Ursache, sondern nur weil es eine notwendige Folge und Eigenschaft des menschlichen Wesens ist. Wir brauchen daher auch hier nicht über das Gebiet der Sinnlichkeit hinauszugehen, um den Menschen als ein über den Tieren stehendes Wesen zu erkennen. Der Mensch ist kein partikuläres Wesen wie das Tier, sondern ein universelles, darum kein beschränktes und unfreies, sondern uneingeschränktes, freies Wesen, dessen Universalität, Unbeschränktheit, Freiheit sind unzertrennlich. Und diese Freiheit existiert nicht etwa in einem besonderen Vermögen, dem Willen, ebenso wenig diese Universalität in einem besonderen Vermögen der Denkkraft, der Vernunft – diese Freiheit, diese Universalität erstreckt sich über sein ganzes Wesen. ...

Der einzelne Mensch für sich hat das Wesen des Menschen weder in sich als moralischem noch in sich als denkendem Wesen. Das Wesen des Menschen ist nur in Gemeinschaft in der Einheit des Menschen mit dem Menschen enthalten ... Das höchste und letzte Prinzip der Philosophie ist daher die Einheit des Menschen mit dem Menschen.“²⁴

„An die Stelle des Glaubens ist der Unglaube getreten, an die Stelle der Bibel die Vernunft, an die Stelle der Religion und Kirche die Politik, an die Stelle des Himmels die Erde, des Gebetes die Arbeit, der Hölle die materielle Not, an die Stelle des Christen der Mensch. Menschen, die nicht mehr gespalten sind in einen Herrn (im Himmel) und einen Herrn auf

Erden, in Diesseits und Jenseits ... Die Kirche ist aber nur das in der Realität, was Christus in der Vorstellung; ... Christus ist die Vorstellung der Gemeinde von ihrem Wesen. ... Alle Völker denken ihre Götter nach Beschaffenheit ihres staatlichen Lebens – natürlich, denn das himmlische Reich der Religion ist nur das ideale Abbild des irdischen Reiches. Gott ist das Wesen des Staates, vorgestellt als Wesen. Der Staat ist die Realität.“²⁵

Mit der Hinwendung der Philosophie zum Menschen als einen mit seinesgleichen verbundenen besonderen Bestandteil der Natur wurde die Frage nach seiner Verbindung mit der übrigen Natur drängend. „Zwar umschließt das Weltmaterial Subjekt wie Objekt, wesentlich bleibt aber, daß sich historisch gegenüber der Einheit des Menschen mit der Natur ihre Unversöhntheit, letztlich die Notwendigkeit der Arbeit, durchsetzt.“²⁶

Widersprüche bei der Entstehung

Engels und Marx griffen diese und ähnliche Anstöße auf und entwickelten ihren Materialismus als Gegnerschaft zum Spekulativen und Jenseitigen in der Philosophie, als Hinwendung zum Diesseitigen und Stofflichen als der gegebenen Wirklichkeit. Den beiden kam es aber „nicht in den Sinn, Hegels Weltgeist durch ein ebenso metaphysisches Prinzip, wie eine materielle Weltsubstanz es wäre, einfach zu ersetzen.“²⁷

Die Wirklichkeit wurde also nicht als Gegensatz zum Geist, sondern als ein umfassender Zusammenhang erkannt, der durch die sinnlich-praktische Tätigkeit der Menschen in der Natur, durch Arbeit, vermittelt wird. Damit ist für Marx und Engels die Untersuchung der stofflichen Lebenswirklichkeit Anstoß zur Entdeckung des Wesenszugs des Geschichtlichen, also des Schaffens von gesellschaftlichen Zuständen sowie ihrer Weiterentwicklung und Veränderung durch menschliche Handlungen.

Für ihren diesbezüglichen Erkenntnisvorgang gibt es unter den vielen Selbstzeugnissen zwei, die aufgrund eines durch die Notwendigkeit (der bewußtseinsmäßigen Weiterentwicklung) bedingten Zufalls (des Liegenbleibens eines Manuskripts) verdeutlichen, wie die neue Theorie eine immer klarere Ausprägung erfuhr.

Im Jahre 1845 machten sich Engels und Marx daran, mit ihrem „ehemaligen philosophischen Gewissen abzurechnen ... in der Form einer Kritik der nachhegelschen Philosophie.“²⁸ Es entstand das Manuskript „Die deutsche Ideologie“, das aufgrund zufälliger Hindernisse nicht zum Druck gelangte. Im Jahre 1888, fünf Jahre nach Marx' Tod, erschien Friedrich Engels Werk „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“. In seiner Vorbemerkung dazu nahm er auf das noch immer ungedruckte Manuskript der „Deutschen Ideologie“ Bezug (das erst im Jahre 1932 veröffentlicht werden sollte²⁹, und verwies darauf, daß darin „die Kritik der Feuerbachschen Doktrin selbst fehlt“³⁰. Deshalb verfaßte er eben seinen „Feuer-

Die Bedeutung des Arbeitsbegriffs

In der kapitalistischen Marktwirtschaft schien es so, als ob der Mehrwert „den Kapitalisten mit allem Reiz einer Schöpfung aus dem Nichts anlacht.“⁴⁵ Daß er wesentlich mit der menschlichen Arbeit in ihrer geschichtlichen Ausprägung als Lohnarbeit zusammenhängt, wurde erst durch die Fassung eines Arbeitsbegriffs erklärbar, der dem grundlegenden Wesenszug der Arbeit als menschlicher Selbstschaffung und Selbstentfaltung gerecht wurde:

„Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigene Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörenden Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegungen auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigene Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit. ...

Im Arbeitsprozeß bewirkt also die Tätigkeit des Menschen durch das Arbeitsmittel eine von vornherein bezweckte Veränderung des Arbeitsgegenstandes. Der Prozeß erlischt im Produkt. Sein Produkt ist ein Gebrauchswert, ein durch Formveränderung menschlichen Bedürfnissen angeeigneter Naturstoff. Die Arbeit hat sich mit ihrem Gegenstand verbunden. Sie ist vergegenständlicht, und der Gegenstand ist verarbeitet. ...

Der Arbeitsprozeß ... ist zweckmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten, Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse, allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher unabhängig von jeder Form dieses Lebens, vielmehr allen seinen Gesellschaftsformen gleich gemeinsam.“⁴⁶

Nun nötigt aber jede Gesellschaftsordnung aufgrund der ihr eigenen Herrschaftsverhältnisse der menschlichen Arbeit eine besondere Form auf. Unter feudalen Verhältnissen etwa bleibt der vom Grundherrn abhängige Bauer der Herr seines Arbeits- und Erzeugungsvorgangs. Er hat zwar Abgaben in Form von landwirtschaftlichen Erzeugnissen sowie von Geld zu entrichten, doch seinen unmittelbaren Arbeitsvorgang bestimmt er selbst (außer im Falle von Fron- und Robotdiensten, also der Arbeitsrente; doch ist dies eine sehr frühe, rohe Form der Abgabe an den Grundherrn; da Frondienste in der Regel den normalen bäuerlichen Arbeitsablauf störten, traten an ihre Stelle Güter- und Geldabgaben, also die Produkten- oder Geldrente). Erst wenn der Bauer – oder auch der abgabepflichtige Handwerker – sein Erzeugnis erwirtschaftet hat, wird er zur Abgabenerleistung herangezogen. In der Gestaltung seiner Erzeugniserzeugung jedoch ist er frei; er kann selbst entscheiden, wann, wo und wieviel er – über seine Ab-

gabenverpflichtung hinaus – herstellt, welche Mittel er dafür einsetzt und ob er neben den von der Herrschaft geforderten Gütern noch etwas anderes erzeugt.

Das Wichtige in diesem Zusammenhang ist: Im Feudalismus verfügt der Bauer oder Handwerker selbst über die Erzeugungsmittel wie Boden, Zugtiere, Arbeitsgeräte und Baulichkeiten. Natürlich waren das keine idyllischen Zustände, denn die auf die Arbeitsleistung folgenden Abgaben an die Herrschaft – die Grafen, die Fürsten oder die Klöster – waren drückend genug. Dennoch: Es bestand die Möglichkeit einer verhältnismäßig schöpferischen Vielfalt der Arbeit, die im „Kapital“ sehr eindringlich beschrieben wird.

Im Kapitalismus hingegen geht diese schöpferische Vielfalt der Arbeit verloren – sie verdorrt zur bloßen Lohnarbeit. Denn im Kapitalismus verfügt der Arbeiter nicht mehr über seine Arbeitsmittel – er hat nichts als seine Arbeitskraft. Und im Gegensatz zum leibeigenen Bauern, der nicht beliebig weiterziehen darf, um anderswo ein neues Dasein aufzubauen, ist der Arbeiter im Kapitalismus „frei“.

Diese persönliche Freiheit von feudalen Zwängen ist zwar die große Errungenschaft der bürgerlichen Revolution; schließlich lautete die Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. „Frei“ waren die Menschen nun – nur „gleich“ und „brüderlich“ ging es und geht es nicht zu. Denn die Brüder ohne Erzeugungsmittel, die Arbeiter – mit nichts anderem als ihrer Arbeitskraft –, waren jetzt lediglich „frei“, ihre Arbeitskraft an den Meistbietenden zu verkaufen, um ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Für die Arbeiter bedeutet das die Einschränkung ihres umfassenderen Arbeitsvermögens auf die nackte Eigenschaft, ihre Arbeitskraft äußern zu können. Damit ist gewährleistet, daß diese Arbeitskraft auf dem Markt verkauft werden kann, wie alle anderen sachlichen Voraussetzungen der Warenerzeugung auch. Nur einen Unterschied gibt es zu all den anderen Waren: Die menschliche Arbeitskraft ist die einzige Ware mit der „eigentümlichen Beschaffenheit ... , Quelle von Wert zu sein ... und von mehr Wert als sie selbst hat.“⁴⁷

Der Arbeiter verkauft nun seine Arbeitskraft auf dem Markt an einen Unternehmer – gegen Lohn. Wie aber bestimmt sich die Höhe des Lohns? Wenn die Arbeitskraft auf dem Markt getauscht wird wie jede andere Ware, dann muß sie entsprechend ihrem Wert getauscht werden. Der Wert der Ware Arbeitskraft entspricht dem Wert all jener Waren, die der Arbeiter zum Unterhalt seiner eigenen Person und seiner Familie benötigt. Dieser Wert wird als Lohn in Geld ausgedrückt.

Der Lohn entspricht also dem Wert der Arbeitskraft, und dieser Wert wiederum entspricht dem Wert jener Waren, die der Arbeiter zum Erhalt seiner Arbeitskraft (und seiner Familie) braucht. Folglich bleibt das Gesetz gewahrt, wonach immer nur Waren gleicher Wertgröße ausgetauscht werden („Wertgesetz“).

Der springende Punkt der Entdeckung mit Hilfe

des historischen Materialismus besteht darin, daß die Arbeitskraft mehr Wert schafft, als sie selbst wert ist, oder anders: Der Arbeiter stiftet dem Unternehmer einen größeren Wert, als er in Form des Lohnes bekommt.

Die Verhüllung des Mehrwerts

Daraus ergibt sich ein weiterer Sachverhalt, der für den Kapitalismus kennzeichnend ist: Der Mehrwert wird unmittelbar im Erzeugungsvorgang selbst durch den Warenkörper verhüllt und vom Unternehmer angeeignet. Denn während der leibeigene Bauer im Feudalismus, der über seine eigenen Arbeitsmittel verfügt, den Mehrwert in Form der geforderten Abgaben erst nach dem Erzeugungsvorgang zur Verfügung stellt (und damit buchstäblich zum Augenzeugen und Erfüllungsgehilfen seiner Ausbeutung wird), schafft der freie Arbeiter im Kapitalismus den Mehrwert im Erzeugungsvorgang, ohne diesen zu Gesicht zu bekommen und ihn wenigstens zwischen durch zu besitzen (so wie es beim leibeigenen Bauern der Fall ist, bis er ihn abliefern muß). Statt dessen bekommt der Arbeiter den Wert seiner Arbeitskraft als Lohn erstattet – das von ihm hergestellte Mehrerzeugnis hingegen bleibt ihm unbekannt und von vornherein entzogen.

Dadurch mag der Arbeiter glauben, er bekomme den „gerechten“ Lohn, weil er ja Gleiches gegen Gleiches getauscht hat, nämlich Arbeitskraft gegen Geld. Diese Verschleierung des Ausbeutungsverhältnisses durch den in Geld gezahlten Lohn haben Marx und Engels als „Geldfetisch“⁴⁸ bezeichnet. Das Lohnverhältnis verdeckt im Alltagsbewußtsein der Menschen die wirklichen Ausbeutungsverhältnisse („jeder bekommt soviel, wie er leistet“), die darauf beruhen, daß in der kapitalistischen Gesellschaft die eine Klasse nichts anderes zu Markte zu tragen hat als ihre Arbeitskraft, während die andere Klasse durch ihre Verfügung über Fabriken und Büros diese Arbeitskraft kaufen und im Erzeugungsvorgang durch die Aneignung des Mehrwerts ausbeuten kann.

Der Lohn also ist immer nur ein Teil des Werts, den der Arbeiter durch seine Arbeitskraft dem Unternehmer insgesamt tatsächlich stiftet. Der Gebrauchswert der Arbeitskraft, ihre Nutzung durch den Kapitalisten, der sie „als lebendiger Gärungsstoff den toten ... Bildungselementen des Produkts einverleibt“⁴⁹, schafft ihm schließlich jenen Wertzuwachs, der als Überschuß über die von ihm ausgelegten Kosten zu Buch schlägt.

Die menschliche Arbeitskraft schafft mehr Wert, als zu ihrer Wiederherstellung notwendig ist. Nach dem Verkauf der durch sie erzeugten Ware hat der Unternehmer in Geldform mehr Wert als vorher. Dieser Mehrwert entspringt aus unbezahlter menschlicher Arbeitskraft und ist treibender Beweggrund des Verhaltens der Kapitalisten. Im Kapitalismus wächst der Mehrwert dem Unternehmer schon im Erzeugungsvorgang zu und muß nicht – wie etwa im Feudalismus – erst nachträglich zugunsten der Herrschenden umverteilt werden.

Auf Grundlage der gesellschaftlichen Verhältnisse des Kapitalismus gelangt der Mehrwert erst gar nicht in die Verfügung der Arbeiter. Obwohl er ihnen verborgen bleibt, bildet er dennoch den Kernpunkt der Auseinandersetzung zwischen Arbeitern und Unternehmern, zwischen Betriebsräten und Gewerkschaften einerseits sowie Manager und Kapitalistenverbänden andererseits. Der Mehrwert ergibt sich aus dem Verhältnis von bezahlter und unbezahlter Arbeit („Mehrwerttrate“). In Beziehung zum gesamten angewandten Kapital (Arbeitskräfte und Maschinen) gesetzt, wird er zum Profit („Profitrate“). Dieser Profit ist bloß „eine verwandelte Form des Mehrwerts, eine Form, worin sein Ursprung und das Geheimnis seines Daseins verschleiert und ausgelöscht ist.“⁵⁰ Er erscheint nun als geheimnisvoll-wohlthätige Wirkung des Kapitals.

Vom Arbeitsbegriff zum Kapitalbegriff

Die Erkennbarmachung des Mehrwerts und seines Entstehungszusammenhangs in den kapitalistischen Erzeugungsverhältnissen durch den historischen Materialismus schlug sich auch in einem entsprechenden Kapitalbegriff nieder, der das Kapital als ein in Bewegung befindliches Gesellschaftsverhältnis begründete:

„Das Kapital ist verstorbene Arbeit, die sich nur vampyrmäßig belebt durch Einsaugung lebendiger Arbeit und umso mehr lebt, je mehr sie davon einsaugt. ... Das Kapital ist also nicht nur Kommando über Arbeit ... Es ist wesentlich Kommando über unbezahlte Arbeit. ... nicht eine Sache ..., sondern ein durch Sachen vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen.“⁵¹

„Das Kapital als sich verwertender Wert umschließt nicht nur Klassenverhältnisse, einen bestimmten gesellschaftlichen Charakter, der auf dem Dasein der Arbeit als Lohnarbeit ruht. Es ist eine Bewegung, ein Kreislaufprozeß durch verschiedene Stadien ... Es kann daher nur als Bewegung und nicht als ruhendes Ding begriffen werden. ...

Die Bewegung des gesellschaftlichen Kapitals besteht aus der Totalität der Bewegungen seiner selbstständigen Bruchstücke, der Umschläge der individuellen Kapitale. ... Die Kreisläufe der individuellen Kapitale verschlingen sich aber ineinander, setzen sich voraus und bedingen einander und bilden gerade in dieser Verschlingung die Bewegung des gesellschaftlichen Gesamtkapitals.“⁵²

„Aber das Kapital ist kein Ding, sondern ein bestimmtes, gesellschaftliches, einer bestimmten Gesellschaftsformation angehöriges Produktionsverhältnis, das sich an einem Ding darstellt und diesem Ding einen spezifischen gesellschaftlichen Charakter gibt.“⁵³

Die für den historischen Materialismus kennzeichnenden Wesenszüge, nämlich

- die Erklärung des Stofflichen aus sich heraus,
- als durch Widersprüche sich Weiterentwickelndes,
- als Selbstbewegendes, und nichts in sich Ruhendes,

- durch Wechselwirkungen sich ineinander Verschlingendes und
 - zwischen Werden und Vergehen in Veränderung Begriffenes,
- waren auf die menschliche Gesellschaft und vor allem auf den Bereich der Gütererzeugung angewandt worden. Dadurch konnte der Kapitalismus als eine besondere geschichtliche Erscheinungsform der gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen, „als eine bloße Entwicklungsstufe der ökonomischen Geschichte der Menschheit“⁵⁴ erkannt werden.

Damit war es auch möglich, das Verhältnis von (Lohn-)Arbeit und Kapital zu erhellen, wonach das Kapital

- stets nur eine Folge von Arbeit ist,
- sich zur Arbeit wie die Wirkung zur Ursache verhält und
- ohne Arbeit nicht möglich ist, Arbeit hingegen ohne Kapital schon.

Die Gesetzmäßigkeit als geschichtliche Tendenz

Doch folgt aus dieser durch den historischen Materialismus erhellten, eindeutigen Beziehung keineswegs ein unmittelbarer und eindeutiger geschichtlicher Verlauf: Diese Beziehung wird vielmehr als Interessengegensatz – ausgerichtet nach zwei Polen, mit vielschichtig vermittelnden Zwischenfeldern – geschichtsmächtig. Durch Verfolgung ihrer Interessen wirken zwar Kapitaleigentümer und Arbeiter gegenseitig aufeinander ein, erzeugen zugleich aber Nebenwirkungen, die ihren eigenen Zielen zuwiderlaufen. So kann es geschehen, daß eigene Taten an den Interessenbarrieren der anderen zuschanden werden und entstellt, als Untaten zu uns zurückprallen.

„Nur selten geschieht das Gewollte, in den meisten Fällen durchkreuzen und widerstreiten sich die vielen gewollten Zwecke oder sind diese Zwecke selbst von vornherein undurchführbar oder die Mittel unzureichend. So führen die Zusammenstöße der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen auf geschichtlichem Gebiet einen Zustand herbei, der ganz dem in der bewußtlosen Natur herrschenden analog ist. Die Zwecke der Handlungen sind gewollt, aber die Resultate, die wirklich aus den Handlungen folgen, sind nicht gewollt, oder soweit sie dem gewollten Zweck zunächst doch zu entsprechen scheinen, haben sie schließlich ganz andre als die gewollten Folgen.“⁵⁵ „Geschichte ist darum nicht Fortschritt zu höherer Humanität und Freiheit, sondern nur zunehmende Möglichkeit solchen Fortschritts.“⁵⁶

Der Mehrwert ist der für den Kapitalisten wesentlichste Bestandteil der Ware. Wie groß er in der einzelnen Ware tatsächlich ist, bestimmt sich aber nach gesamtgesellschaftlichen Vorgängen. Sie entstehen aus unzähligen, gegen die Arbeiterschaft gerichteten Bestrebungen einzelner oder in Gruppen zusammengegeschlossener Kapitalisten, die alle das Ziel haben, den gesellschaftlichen Mehrwert beziehungsweise ihren Anteil daran zu vergrößern und einander gegenseitig auszuschalten. Aber vor allem die Arbeiter-

schaft beeinflußt durch ihre mehr oder weniger organisierten Auftritte beziehungsweise durch ihre Unterlassungen und Versäumnisse die gesamtgesellschaftliche Lage ebenfalls.

Die einzelnen Bestrebungen im Kampf um die Vergrößerung des Mehrwerts sind nicht aufeinander abgestimmt, sondern entspringen vielmehr einem allgemeinen Gegeneinander. Daher gibt es in der Entwicklung der verhältnismäßigen Größe des Mehrwerts in der kapitalistischen Erzeugung Aufschwünge und Niedergänge, die aus dem gesellschaftlichen Kräftespiel entspringen. Sie beschleunigen oder hemmen auch den Zug zur Vergrößerung der Kapitalmenge, die ihrerseits wieder auf die Profitrate drückt, weil ein immer größerer Teil des Mehrwerts vom Kapital aufgezehrt wird – eine von den Kapitalisten unbeabsichtigte, wenngleich unvermeidliche Nebenwirkung ihrer, Selbstzweck werdenden Kapitalanhäufungstätigkeit. So setzt sich hinsichtlich des geschichtlichen Fallens der Profitrate „immer nur in einer sehr verwickelten und annähernden Weise, als nie festzustellender Durchschnitt ewiger Schwankungen, ... das allgemeine Gesetz als die beherrschende Tendenz durch.“⁵⁷

Damit bestätigt sich im geschichtlichen Verlauf, daß die von der Philosophie wahrgenommene Dialektik die Bewegungsweise der vergesellschafteten Natur ist, die sich als Widersprüchlichkeit und Gegensätzlichkeit äußert und ein Wesensmerkmal der stofflich-praktischen Lebenswirklichkeit bildet.

Meiner Kollegin Ingrid Schartner bin ich für die äußerst sorgfältige und rechtzeitige Fertigstellung dieses Manuskripts und anderer schriftlicher Unterlagen zum Thema zu großem Dank verpflichtet.

peter ulrich lehner

Anmerkungen:

- 1 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, in: Marx-Engels-Werke, Band 21, Dietz Verlag, Berlin 1969, Seite 274 f. und 282
- 2 Ernst Bloch, Die Lehren von der Materie, edition suhrkamp 969, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1978, Seite 55
- 3 Engels, a.a.O., Seite 293
- 4 Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring), in: Marx-Engels-Werke, Band 20, Dietz Verlag, Berlin 1968, Seite 248 f.
- 5 ebenda
- 6 Robert Endres, Das Werden unserer Wirtschaft, Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, Wien 1953, Seite 183
- 7 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach ..., a.a.O., Seite 277
- 8 Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings ..., a.a.O., Seite 20
- 9 Ernst Bloch, a.a.O., Seite 3
- 10 Karl Marx (und Friedrich Engels), Das Kapital, Band 1, in: Marx-Engels-Werke, Band 23, Dietz Verlag, Berlin 1969, Seite 192
- 11 Karl Marx, Brief an Pawel Wassiljewitsch Annenkow vom 28. Dezember 1846, in: Marx-Engels-Werke, Band 27, Dietz Verlag, Berlin 1965, Seite 452
- 12 Karl Marx und Friedrich Engels, Die deutsche Ideologie, in: Marx-Engels-Werke, Band 3, Dietz Verlag, Berlin 1959, Seite 25
- 13 Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewußtsein, Verlag de Munter, Amsterdam 1967, Seite 33
- 14 Friedrich Engels und Karl Marx, Die deutsche Ideologie, a.a.O., Seite 26
- 15 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach ..., a.a.O., Seite 293

- 16 Karl Marx, Brief an ... Annenkov ..., a.a.O., Seite 452 f.
- 17 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach ..., a.a.O., Seite 278 f.
- 18 Hegel, *Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Heer*, Verlag Fischer Bücherei, Frankfurt am Main 1955, Seite 88 f.
- 19 ebenda, Seite 93 ff.
- 20 ebenda, Seite 71
- 21 Heinrich Holbach, *Système de la Nature*, zitiert nach: Georg Plechanow, *Beiträge zur Geschichte des Materialismus*, Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, Berlin-Bonn-Bad Godesberg 1975, Seite 2 f.
- 22 ebenda, Seite 5 f.
- 23 ebenda, Seite 3
- 24 Ludwig Feuerbach, *Grundsätze der Philosophie der Zukunft*, zitiert nach: Iring Fetscher, *Der Marxismus. Seine Geschichte in Dokumenten*, Büchergilde Gutenberg (Verlag R. Piper & Co, München) 1973, Seite 82
- 25 Ludwig Feuerbach, *Notwendigkeit einer Veränderung*, zitiert nach: Carlo Ascheri, *Feuerbachs Bruch mit der Spekulation*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1969, Seite 150 f und 154 ff.
- 26 Alfred Schmidt, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1971, Seite 23
- 27 Alfred Schmidt, a.a.O., Seite 20
- 28 Karl Marx, *Zur Kritik der politischen Ökonomie*, Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, Berlin 1924, Seite LVII
- 29 Karl Marx und Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie*, a.a.O., Seite 10
- 30 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach ..., a.a.O., Seite 264
- 31 Friedrich Engels, Brief an Joseph Bloch vom 21./22. September 1890, in: Marx-Engels-Werke, Band 37, Dietz Verlag, Berlin 1967, Seite 464
- 32 Karl Marx und Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie*, a.a.O., Seite 30
- 33 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach ..., a.a.O., Seite 277 f.
- 34 ebenda, Seite 263 und 278
- 35 Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings ..., a.a.O., Seite 25
- 36 ebenda, Seite 250
- 37 Karl Marx und Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie*, a.a.O., Seite 27
- 38 Max Adler, *Grundlegung der materialistischen Geschichtsauffassung*, Europa Verlag, Wien 1964, Seite 81
- 39 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach ..., a.a.O., Seite 270
- 40 Karl Marx (und Friedrich Engels), *Das Kapital*, Band 3, in: Marx-Engels-Werke, Band 25, Dietz Verlag, Berlin 1968, Seite 825
- 41 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach ..., a.a.O., Seite 295 f.
- 42 Alfred Sohn-Rethel, *Geistige und körperliche Arbeit*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1970, Seite 53
- 43 Karl Marx (und Friedrich Engels), *Das Kapital*, Band 1, a.a.O., Seite 101 und 88
- 44 Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings ..., a.a.O., Seite 26
- 45 Karl Marx (und Friedrich Engels), *Das Kapital*, Band 1, a.a.O., Seite 231
- 46 ebenda, Seite 192 ff. und 198
- 47 ebenda, Seite 181 und 208
- 48 ebenda, Seite 108
- 49 ebenda, Seite 200
- 50 ebenda, Seite 38
- 51 ebenda, Seite 247 und 556
- 52 Karl Marx (und Friedrich Engels), *Das Kapital*, Band 2, in: Marx-Engels-Werke, Band 24, Dietz Verlag, Berlin 1969, Seite 109 und 351 ff.
- 53 Karl Marx (und Friedrich Engels), *Das Kapital*, Band 3, a.a.O., Seite 822 f.
- 54 Friedrich Engels, Ludwig Feuerbach, a.a.O., Seite 296 f.
- 55 Karl Marx (und Friedrich Engels), *Das Kapital*, Band 3, a.a.O., Seite 58
- 56 Helmut Fleischer, *Marxismus und Geschichte*, edition suhrkamp 323, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972, Seite 95
- 57 Karl Marx (und Friedrich Engels), *Das Kapital*, Band 3, a.a.O., Seite 171

Verwendete Literatur

- Adler Max, *Grundlegung der materialistischen Geschichtsauffassung*, Europa Verlag, Wien 1964
- Ascheri Carlo, *Feuerbachs Bruch mit der Spekulation*, Europäische Verlagsanstalt-Europa Verlag, Frankfurt am Main 1969
- Bloch Ernst, *Die Lehren von der Materie*, edition suhrkamp 969, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1978
- Dvořák Johann, *Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Evolutionstheorien*, in: iwK-Mitteilungen 2/1986
- Endres Robert, *Das Werden unserer Wirtschaft*, Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, Wien 1953
- Engels Friedrich, *Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie*, in: Marx-Engels-Werke, Band 1, Dietz Verlag, Berlin 1956
- Engels Friedrich (mit Marx Karl), *Die Heilige Familie*, in: Marx-Engels-Werke, Band 2, Dietz Verlag, Berlin 1958
- Engels Friedrich (mit Marx Karl), *Die deutsche Ideologie*, in: Marx-Engels-Werke, Band 3, Dietz Verlag, Berlin 1959
- Engels Friedrich, Herrn Eugen Dührings *Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring)*, in: Marx-Engels-Werke, Band 20, Dietz Verlag, Berlin 1968
- Engels Friedrich, Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie, in: Marx-Engels-Werke, Band 21, Dietz Verlag, Berlin 1969
- Engels Friedrich, Brief an Joseph Bloch vom 21./22. September 1890, in: Marx-Engels-Werke, Band 37, Dietz Verlag, Berlin 1967
- Fetscher Iring, *Der Marxismus. Seine Geschichte in Dokumenten*, Büchergilde Gutenberg (Verlag R. Piper & Co., München) 1973
- Fleischer Helmut, *Marxismus und Geschichte*, edition suhrkamp 323, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972
- Gesellschaft. *Beiträge zur Marx'schen Theorie 11*, edition suhrkamp 957, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1978
- Hegel. *Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Heer*, Verlag Fischer Bücherei, Frankfurt am Main 1955
- Korsch Karl, *Marxismus und Philosophie*, Europäische Verlagsanstalt-Europa Verlag, Frankfurt am Main-Wien 1966
- Lüftenegger Peter (Hg.), *Philosophie und Gesellschaft*, Verlag Institut für Wissenschaft und Kunst, Wien 1984
- Lukács Georg, *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Verlag de Munter, Amsterdam 1967
- Karl Marx, *Debatten über das Holzdiebstahlsgesetz*, in: Marx-Engels-Werke, Band 1, Dietz Verlag, Berlin 1956
- Marx Karl, *Briefe aus den „Deutsch-Französischen Jahrbüchern“*, in: Marx-Engels-Werke, Band 1, Dietz Verlag, Berlin 1956
- Marx Karl, *Zur Judenfrage*, in: Marx-Engels-Werke, Band 1, Dietz Verlag, Berlin 1956
- Marx Karl, *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung*, in: Marx-Engels-Werke, Band 1, Dietz Verlag, Berlin 1956
- Marx Karl (mit Engels Friedrich), *Die Heilige Familie*, in: Marx-Engels-Werke, Band 2, Dietz Verlag, Berlin 1958
- Marx Karl, *Thesen über Feuerbach*, in: Marx-Engels-Werke, Band 3, Dietz Verlag, Berlin 1959
- Marx Karl (mit Engels Friedrich), *Die deutsche Ideologie*, in: Marx-Engels-Werke, Band 3, Dietz Verlag, Berlin 1959
- Marx Karl (mit Engels Friedrich), *Das Kapital*, 3 Bände, in: Marx-Engels-Werke, Bände 23 bis 25, Dietz Verlag, Berlin 1968, 1969 und 1972
- Marx Karl, Brief an Pawel Wassiljewitsch Annenkov vom 28. Dezember 1846, in: Marx-Engels-Werke, Band 27, Dietz Verlag, Berlin 1965
- Plechanow Georg, *Beiträge zur Geschichte des Materialismus*, Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, Berlin-Bonn-Bad Godesberg 1975
- Schmidt Alfred, *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main 1972
- Sohn-Rethel Alfred, *Geistige und körperliche Arbeit*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1970
- Vranický Predrag, *Geschichte des Marxismus 2 Bände*, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1972 und 1974

BUCHBESPRECHUNG

Karin Berger, Elisabeth Holzinger, Lotte Podgornik, Lisbeth N. Trallori (Hrsg.)

Ich geb Dir einen Mantel, daß Du ihn noch in Freiheit tragen kannst. Widerstehen im KZ. Österreichische Frauen erzählen.

Promedia Edition Spuren. Wien 1987, 326 Seiten.

Dieses Buch zu rezensieren, fällt schwer. Es macht betroffen, berührt und läßt nicht mehr los.

51 Frauen haben die Autorinnen befragt; 51 Frauen erzählen. 51 Frauen stellvertretend für Hunderttausende.

In den Konzentrationslagern des nationalsozialistischen Regimes befanden sich jüdische, christliche, politische, lesbische Frauen; Österreicherinnen, Tschechinnen, Russinnen, Französinen, Zigeunerinnen, Deutsche; Bäuerinnen, Arbeiterinnen, Politikerinnen, Ärztinnen – aus allen politischen, religiösen Gruppierungen, aus allen Ländern – und ein winzigster Teil ist in diesem Buch eingefangen, erzählt vom Widerstehen in den Konzentrationslagern.

Sie erzählen vom Überleben, vom Kampf gegen die Unmenschlichkeit. Sie berichten, wie sie in dieser organisierten Todesmaschinerie, in diesem Grauen die Solidarität, die persönliche Integrität, das menschliche Fühlen sich erhalten haben. Sie sind diesem System nicht erlegen, nicht physisch, vor allem nicht psychisch. Mit der Hoffnung auf ein neues Österreich haben sie sich am Leben erhalten.

Aber das offizielle Österreich nach 1945 wollte bei „Null“ anfangen. Es gab keine Entnazifizierung; die politischen Mächte wollten mit den Emigranten, Vertriebenen, KZ-Häftlingen nichts mehr zu tun haben. Die Erfahrung der Menschen zwischen 1934–1945 wurde nicht als kollektiver Erfahrungswert aufgenommen, sondern auf individuelle Erlebnisse reduziert.

Das Tabu besteht bis heute; man spricht von den Heimkehrern, vielleicht noch von Emigranten, denen es jetzt ohnehin gut gehe, aber – die KZ-Insassen, die seien ja alle umgekommen. Mit den Toten ist man offiziellerseits seit 1945 besser zu Rande gekommen als mit den Überlebenden.

Und heute 1988 ist die „Pflichterfüllung“ schon längst wieder staatsfähig geworden. Das offizielle Österreich reduziert Vergangenheitsbewältigung weiterhin auf individuelle Schicksale. „Herr Karl“ sei Schuld an der Nicht-Aufarbeitung, die „österreichische Seele“ sei nur am Verdrängen interessiert. Die politisch Verantwortlichen Österreichs haben seit 1945 „Herrn und Frau Karl“ gehegt und gepflegt, die Entpolitisierung der Menschen scheint gelungen; und alle anderen, die Fragen gestellt haben und die, die diese Fragen hätten beantworten können, wurden zum Schweigen gebracht.

Dieses Buch ist von Frauen, die fragen und Frauen, die antworten. Es ist ein wichtiges Buch.

Edith Prost

IWK-BIBLIOTHEK:

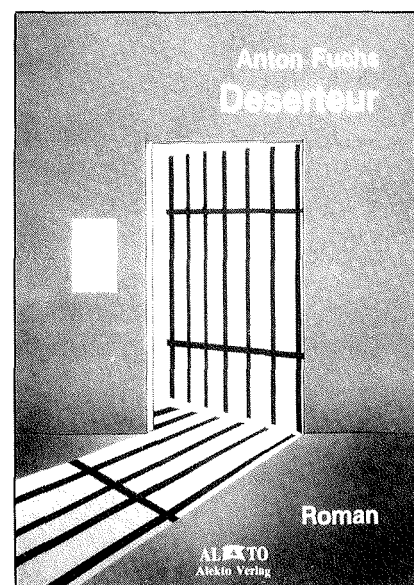


Aus dem Vorwort von Erich Fried:

Gedichte und Bilder, die eine Einheit bilden. Gedichte als Gerüste des Denkens und des Fühlens, des Widerstandes gegen das Vergessen. Die Gedichte und Bilder gehören zusammen, sind ein Ganzes. Ich finde dieses Ganze notwendig und erschütternd.

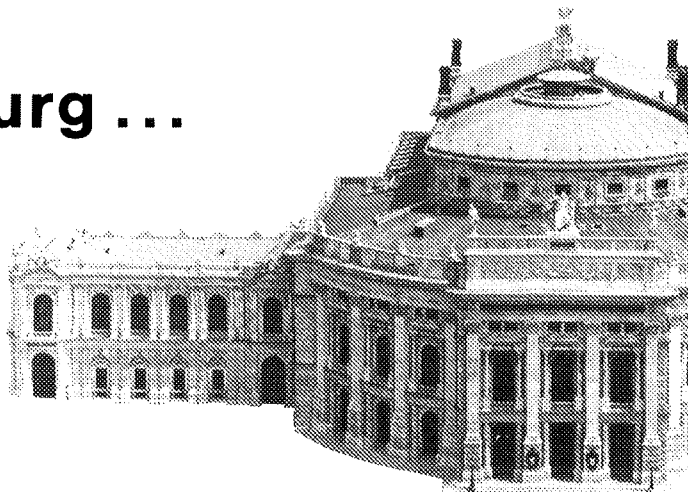
Alekto Verlag, Klagenfurt 1987, 172 Seiten, 75 Fotografien

Ein Antikriegsbuch, eine pazifistisches Buch, das nichts schont, auch den Verfasser nicht. Die Geschichte eines jungen Soldaten, der nicht für eine sinnlose Sache fallen will und deshalb desertiert.



Alekto Verlag
Klagenfurt 1987
260 Seiten

Wir versichern Burg ...



8

... und Opa.



Ob das Gretchen an der Burg
oder den Opa in der Oper.
Die Wiener Städtische versichert's.
Vom kleinsten bis zum größten Fall.
Mit der großen Sicherheit
der größten österreichischen
Versicherung.

**WIENER
STÄDTISCHE** 

Bezahlte Anzeige



NATUR UND TECHNIK KEIN GEGENSATZ

In Österreich ist der Brückenschlag zwischen Elektrizitätswirtschaft und Naturschutz gelungen. Wie kaum andere Projekte werden Kraftwerke auf ihre Umweltverträglichkeit geprüft und mit begleitenden Maßnahmen versehen. Rauchgasreinigungsanlagen beim Bau kalorischer Kraftwerke und begleitende wasserbautechnische Maßnahmen im Zuge der Errichtung von Wasserkraft sind heute die Regel.

Im Informationszentrum Staning, das die **Verbundgesellschaft** und die Ennskraftwerke gemeinsam in Staning errichtet haben, kann sich der Besucher selbst vom ernsthaften Bemühen der Elektrizitätswirtschaft um eine Lösung des Gegensatzes von Technik und Natur bemühen.

Anfragen: Ennskraftwerke AG, Resthofstraße 2, 4403 Steyr, OÖ. Telefon 07252/63341

GESCHMACK BESTIMMT DIE HARMONIE

***TABAKSOUND
IN MILD UND LEICHT***

